



Der Friesenpastor.

Kriminalroman

von

Dietrich Cheden.

6

Sechzigstes Kapitel.

Der neue Dienstknecht machte es sich in seiner Kammer behaglich. Da an Stelle einer Lampe nur ein Talgstummel vorhanden war, dessen trüber Schein kaum ausreichte, die Umgebung notdürftig erkennen zu lassen, legte Schmidt alsbald die Kleider ab und begab sich zur Ruhe. Die lange Eisenbahnfahrt und der mehrstündige Fußweg hatten ihn ermüdet; das grobe, schwere Bettzeug berührte ihn lästig, verbreitete aber bald eine wohlige Wärme und ließ ihn sich behaglich dehnen. Er träumte eine Weile mit offenen Augen und sank dann in tiefen Schlaf.

Früh ließ ihn ein starkes Pochen an die Kammerthür und der Ruf „aufstehen!“ auffahren. Es war noch stockdunkel; er tastete nach der auf dem Stuhl bereitgelegten Schachtel mit Streichhölzern, machte Licht und sah nach der Uhr. „Teufel noch mal,“ brummte er, „erst dreiviertel sechs.“ Das Frühaufstehen wurde ihm schwer, doch schüttelte er Müdigkeit und Widerstreben rasch ab und kleidete sich an.

Auf der großen Diele wurde es lebendig. Die Knechte und Mägde fanden sich zusammen, um den Morgentasse einzunehmen. Der „Neue“ wurde angestaunt. Die Großmagd schob ihm Brot und Kaffee hin und fragte:

„Wie heißt du?“

Schmidt hatte vor seiner Soldatenzeit im Hause eines Bruders alle landwirtschaftlichen Arbeiten und die ländlichen Gepflogenheiten kennen gelernt, und die gerade Frage und das „Du“ befremdeten ihn nicht.

„Heinrich,“ antwortete er ohne Verlegenheit.

„Und du?“

„Stine.“ Der Blick der robusten Magd glitt forschend und, wie es schien, nicht ohne Wohlgefallen über ihn hin.

Die Mahlzeit verlief schweigend.

„Still, Vadder will Müß' fangen!“ scherzte Schmidt.

Die Großmagd stieß ein „Pf!“ aus und wies mit dem Daumen über die Schulter nach des Bauern Schlafzimmer.

„Ach so,“ brummte Heinrich.

Die etwa zehnköpfige Gesellschaft trennte sich; jeder ging an seine Arbeit. Schmidt folgte einem Knechte in den Pferdestall und half. Bei dem Bruder und in seiner Dienstzeit bei den Dragonern hatte er im Umgang mit Pferden Übung und selbst ein gewisses Verständnis für ihren Wert gewonnen. Im Stall des Großbauern standen ausgefucht gute Exemplare, und Schmidt gab seiner Bewunderung offen Ausdruck. Sein Genosse verhielt sich schweigend; was die Tiere wert waren, wußte er allein.

Den Tag über wurde gedroschen. Schmidt führte den Dreschflegel wie die andern. Aber die Arbeit war ihm doch ungewohnt. Er mußte von Zeit zu Zeit ermüdet ausruhen. „Das kommt noch von der Krankheit,“ erklärte er. „Ein Rest steckt noch in den



Im Revier.

Nach dem Gemälde von H. Moderjohn.

Knochen. Wird sich aber bald geben." Abends war er totnüde.

Das Arbeitsprogramm blieb für eine Woche das gleiche. Schmidt arbeitete tapfer mit, erwartete sich das Vertrauen seiner Kameraden und liebäugelte mit der Großmagd. Seine Kräfte paßten sich den an sie gestellten Anforderungen an, er lernte die Einrichtungen des Hauses kennen, er spähte, spionierte und scharmierte überall umher, wurde aller Freund und entdeckte nichts.

Eines Vormittags sah er auf einem Korn sack und betrachtete die Schwielen in den Händen, als der Bauer auf die Diele trat und ihn heftig anfuhr.

"Lungerer, verdammter!" schrie er. "Den Tag totschlagen, das kann Er, sonst aber auch nichts. Ich will Ihm Deine machen!"

Stagen griff nach einer Mulde und warf sie nach dem erschrocken von seinem Sitz Aufgesprungenen. Schmidt wich aus. Die Mulde flog polternd auf die Diele.

Halloh, dachte Schmidt, heut hagelt's! Da gilt's aufpassen. Er machte sich emsig zu schaffen, und der Bauer schritt fluchend an ihm vorüber. Er fluchte den ganzen Tag, warf die Türen hinter sich zu, daß es krachte, gab im Stalle dem vordersten Pferde einen Schlag, daß es hoch aufbaumte, und riß das Tier mit gewaltigem Ruck am Halfter nieder, daß es zitterte vor Angst. Er war puterrot im Gesicht, zupfte und zerrte nervös an seinen Kleidern, schalt die Großmagd eine alte Kuh und stieß, den scharfen Ohren Schmidts wiederholt vernehmbar, zwischen den aufeinander gepreßten Rippen ein zorniges "ich Gsel, ich alter Gsel!" hervor.

"Nanu," fragte abends Schmidt die Großmagd, "bei dem Alten rappelt's wohl?"

"Was denn sonst? Da fehlt's . . ." sagte sie grimmig und tupfte sich gegen die Stirn, — "immer wenn der Kerl dagewesen ist . . ."

"Was denn für 'n Kerl?"

"Was für 'n Kerl, fragt Er noch! Als ob hier jeden Tag ein ganzes Regiment herkäme! Der Briefträger natürlich!"

Heinrich lachte.

"Der Briefträger? Na, Stine . . ." Nun tupfte er sich an die Stirn.

Die Magd stemmte die Arme in die Seiten und warf herausfordernd den Kopf zurück.

"So ein Dämmler!" stieß sie entrüstet hervor. "Nacht der über was, was er nicht versteht!"

Sie eilte an den Herd und kam mit einem Stück Papier zurück.

"Was ist das hier?" fragte sie triumphierend.

"Das?" Heinrich nahm ihr das Papier aus der Hand und betrachtete es. "Das?" wiederholte er. "Das ist nichts als ein Briefcouvert, leer wie dein Schädel, Stine . . ."

"Du alter Farenmacher!" schalt sie, "lieber gar nichts drin als Motten wie in deinem. Meinst du dummer Kerl denn, das Ding kommt so an?"

"Ach so," lenkte Heinrich ein.

"Na, nu dämmert's, Döstopf! Lange Briefe sind immer drin, und jedesmal geht der Bauer den nächsten Tag weg und zahlt in Tondern Geld ein. Geld, sag' ich dir. — Weißt du Strohtopf, was fünfhundert Mark sind?"

"Donnerwetter, so viel hab' ich noch nie gesehen," versicherte Heinrich überrascht.

"Und so viel hat er neulich erst weggeschickt; ich hab' gesehen, wie er's abgezählt hat!"

"Bist noch mal, fünfhundert Mark!" staunte Heinrich. "Ich soll hundert Mark kriegen jährlich, da muß ich ja fünf Jahr dienen!"

"Geht dir das ein?"

"Ja, ja, Stine. Wie lang ist denn das schon, daß er so 'n Heidegeld weggeschickt?"

"Ach, gewiß schon ein halbes Jahr. Und fünf-, sechsmal. Und immer ist er so wild, als wenn ihn wer gestochen hätte."

"Weißt du denn nicht, Stine, was in dem Brief drin steht?"

"Na so was!" rief die Dirne verächtlich, "glaubst du, ich sitzere in dem Bauern seinen Sachen herum, oder er bindet mir auf die Nase, was mich so wenig angeht wie dich, du Grünschnabel?"

"Mir würd' er ja nichts sagen, natürlich nicht. Aber du leitest doch seinen ganzen Haushalt und stehst ihm näher, bist auch schon lange hier und hast ihm bewiesen, daß er sich auf dich verlassen kann . . ." schmeichelte Heinrich.

"Das schon," quittierte Stine befähigt. "Aber die Briefe behält er nicht mal für sich, die verbrennt er, und nur das Couvert knüllt er mitunter zusammen und wirft es achlos fort. Drei solche hab' ich schon gefunden und der schönen Marken wegen aufbewahrt. Du, was für Marken sind denn das? Dänische oder russische?"

"Ja, da mußt du mir die andern auch zeigen, dann will ich's dir sagen."

"Weißt du es denn?"

"Na, ob."

Stine holte auch die andern Umschläge. Alle drei trugen die gleichen amerikanischen Marken.

"Du hast einen guten Blick gehabt, Stine," lobte Heinrich. "Das sind keine Dänen, das sind Russen. Willst du mir die Dinger schenken?"

"Bis auf eines," entschied die Magd. "Eines will ich behalten."

Heinrich gab ihr einen der Umschläge zurück und steckte die andern zu sich.

"Donner," sagte er lebhaft, "da geht der Bauer morgen wieder hin und labet ab? — Da können wir uns einen guten Tag machen, Stine!"

"Ach nein, Herr Lustfuß!" antwortete Stine von oben, "hier geht doch alles seine Ordnung. Dafür bin ich noch da."

"Na, denn nicht," resignierte Schmidt. "Gute Nacht, Stine. Ich bin doch höllisch müde. Träume gut."

Er gähnte und streckte die Arme in die Luft.

"Gut Nacht, Döstopf," antwortete sie brummig und ging.

Eine Stunde nach Mitternacht klopfte es vorsichtig an Engels Schlafstübchenfenster. Der Professor hatte einen leichten Schlaf und wachte davon auf.

"Wer da?" fragte er laut.

"Schmidt!" tönte es gedämpft zurück.

"Einen Augenblick!"

Engel warf sich hastig in die Kleider und öffnete das Fenster.

"Schmidt, Sie?"

"Jawohl, machen Sie auf und helfen Sie mir hinein."

Engel hatte die Lampe ausnahmsweise nicht brennen lassen und konnte in dem tiefen Dunkel nur eine schwarz umrissene Gestalt erpähen. Er erkannte aber den Kollegen an der Stimme, stieß den Fensterflügel zurück und streckte dem Harrenden die Hand entgegen. Gewandt kletterte Schmidt hinein.

"Ich hab' was!" raunte er. "Lassen Sie die Vorhänge herunter und machen Sie Licht."

Engel kam dem Wunsche rasch nach.

"Run?" fragte er gespannt.

"Hier!" Schmidt reichte ihm die Couverts und erstattete Bericht. "Dieses Geldschiden ist mir verdächtig!" schloß er.

"Mir auch," stimmte Engel zu. "Es riecht nach einem Complicen. Schweigegeißel —"

"Sie können ja morgen dahinterkommen!"

"Werde ich auch versuchen, Koch. Ich fahre in der Frühe nach Tondern, lasse das Postamt durch den Rechtsanwalt überwachen und gleich nach der Einzahlung feststellen, für wen und wohin das Geld bestimmt ist. Den Adressaten sehen wir uns dann näher an."

"Ich bleibe inzwischen noch hier?"

"Ich denke. Ergiebt sich ein Anhalt, so lasse ich Ihnen Nachricht zukommen, und Sie verabschieden sich oder brennen durch."

"Das Durchbrennen scheint mir besser zu meiner Rolle zu passen," meinte Koch mit leichtem Humor.

"Den Verlust des Lohnes werde ich verschmerzen. Ich übe mich im Voraus und kehre auf dem Wege heim, auf dem ich gekommen bin —"

Die Lampe wurde wieder verlöscht, und nach kurzem Warten und vorsichtigem Auspähen sprang Koch wieder ins Freie.

Engel trug ein dickes Paket unter dem Arme, als er morgens bei Rissen erschien und um einen Wagen nach Tondern bat.

"Ich bin ziemlich fertig," erklärte er und zeigte auf das Paket. "Ich kehre wohl noch ein paar Tage, vielleicht Anfang nächster Woche, nach Holby zurück, dann habe ich leider hier nichts mehr zu suchen. Ich trenne mich ungern — und wer weiß: vielleicht niste ich mich noch ein wenig ein!"

Er wollte sich — für alle Fälle — den Weg offen halten.

Ein dem Landratsamt zugeteilter, mit Dürhus befreundeter Assessor wohnte gegenüber dem Postamt. In dem nach der Straße zu gelegenen Wohnzimmer nahm der Rechtsanwalt hinter zugezogenen Tüllgardinen Platz und konnte jeden das Postamt Aufsuchenden genau und mühelos kontrollieren.

Kurz vor Mittag kam der Bauer Stagen; nach kaum fünf Minuten entfernte er sich wieder. Er ging langsam, und seine Haltung schien gedrückt.

Dürhus eilte ins Amt, nicht durch das Schalterfenster dem ihm gleichfalls wohlbekannten Beamten zu und trat in den Bureauaum. Der Schalterbeamte war allein.

"Vieher Jürgensen," bat der Anwalt nach der ersten Begrüßung, "wollen Sie mir einen Gefallen erweisen?"

"Aber zehn für einen, lieber Doktor!"

"Der Bauer Stagen hat eben eine Postanweisung eingezahlt: darf ich sehen, für wen?"

"Eigentlich geht das wohl gegen Amtsgeheimnis,

Doktor. Aber — weil Sie's sind — und wenn Sie die Anweisungen — hier liegen sie noch — zufällig einsehen — entschuldigen Sie mich einen Augenblick —"

Er machte sich an einem Buche zu schaffen.

Dr. Dürhus zog sein Notizbuch und notierte:

"Zwei Postanweisungen über vierhundert und einhundert Mark an G. S. Keil, Hamburg, Valentinslamp 12 III. Absender D. Stagen, Holby." Bemerkung auf der Rückseite: "Ersuche nochmals, gleich weiterzusenden. D. S."

Der Anwalt legte die Anweisungen zurück.

"Ich danke Ihnen, lieber Freund." Er ging rasch auf ein andres Thema über. "Wir haben Sie vorige Woche vermisst; kommen Sie heute abend? Ja? Dann also auf Wiedersehen am Stammtisch. Verlobte können sich ja nicht lange losreißen; aber bis gegen zehn Uhr werden Sie mich doch wahrscheinlich antreffen."

Der Professor war mit den Feststellungen des Anwalts äußerst zufrieden.

"Ich glaube jetzt weniger als je, daß Rusjöh Stagens Hände ganz sauber sind," meinte er. "Trifft diese Vermutung aber zu, so dürfte er sich bald genug fangen. Ich kalkuliere heute so: Er steht mit der Ermordung seines Bruders — an dieser muß man ja wohl festhalten — insoweit in Verbindung, als diese das Werk eines Complicen war und er darum wußte. Sie können sich gemeinschaftlich oder der Mörder allein die Kleidung des ruhig schlafenden Pastors angeeignet, den Erschlagenen bestattet und sich entfernt haben. Der Bauer hat — dafür sprechen die Briefumschläge — den Genossen über das große Wasser geschickt und sich dann sicher geglaubt. Er wird ein beträchtliches Opfer haben bringen müssen und gewiß nicht vorausgesehen haben, daß er auch für die Zukunft sich eine Damschraube anlegte. Das Geld ist rund — es wird in den Spelunken drüben bald genug ins Rollen und der von seinen Mitteln Entblößte dann auf den Gedanken gekommen sein, für neuen Nachschub den mitschuldigen Bauern sorgen zu lassen. Mittelspersonen finden sich leicht — der Bauer wagte nicht zu widerstehen — und so fandte er einmal ums andre, wenn er auch daheim sich auslehnen mochte bis zur Tobsucht. — Kollege Koch hat uns vermutlich einen Dienst erwiesen, dessen Bedeutung sich noch gar nicht absehen läßt."

"Ich will es wünschen, Herr von Bach. Mitunter überläuft mich eine heiße Angst, wenn ich denke, daß das Gnabengesuch fehlschlagen und es an andern Gründen zur Verhinderung der Urteilsvollstreckung dann noch fehlen könnte."

"Beunruhigen Sie sich aber auch nicht unnötig. Gnabengesuche von solcher Unterstützung wie für Niels Johannsen sind immer eine Seltenheit und dürfen darum aufmerksamer Erwägung gewiß sein. — Bitte, haben Sie ein Kursbuch?"

Sie sahen die Züge nach. In knapp einer halben Stunde ging ein günstiger Gilzug.

"Da hätten wir uns bald verabschiedet. Mache ich ausschlaggebende Entdeckungen, so telegraphiere ich Ihnen sofort. Adio!"

Herr von Bach erreichte den Zug in der letzten Minute. Die Thür war kaum hinter ihm zugeschlagen, so ertönte auch schon das Signal zur Abfahrt.

Siebzehntes Kapitel.

Auf St. Pauli in Hamburg herrschte noch verhältnismäßige Ruhe, als Herr von Bach die elektrische Bahn bestieg, um mit dieser St. Georg zu erreichen.

In der frühen Morgenstunde waren viele Bäden noch geschlossen; andre wurden von verschlafenen Hausdienern eben geöffnet. Die großen Singspiel- und Bierhallen lagen verödet; nur die wenigen Cafés zeigten auch jetzt schon eine bemerkbare Frequenz.

In der inneren Stadt und auf St. Georg wiederholte sich daselbe Bild, das nur an einigen Hauptkreuzungspunkten des Wagenverkehrs zu einem mannigfaltigeren, an die Großstadt gemahnenden sich belebte.

Der Morgen war trübe und unfreundlich; die Straßen waren mit einer Schicht von schlammigem Schnee überdeckt, von den Dächern tropfte es unaufhörlich, und ein regenfeuchter Wind blies über die Plätze, um die Gassen und durch die Gassen und Straßen. Die wenig zahlreichen Fußgänger hielten sich mit aufgespannten Schirmdächern dicht an die Häuser; wer den Fahrdamm kreuzen mußte, beeilte sich und wich ängstlich den Schlammpritzern der Wagen aus.

Es mochte gegen halb acht Uhr sein, als Bach St. Georg erreichte und ein Haus am Steindamm betrat, in dem der hamburgische Kriminalkommissar Schott seine Wohnung hatte. Schott war noch zu Hause und begrüßte den intim befreundeten Altonaer Kollegen, indem er, ohne sich vom Frühstückstische zu erheben, ihm die Linke entgegenstreckte.

"Dienstlich, Bach?" fragte er lakonisch.

"Jawohl —"

"Gut?"

"Ach. Aber lassen Sie sich nicht stören — so viel Zeit habe ich."

Schott war von kleiner Statur, hager, mit scharfen, strengen Gesichtszügen, dünnem Schnurrbart und spärlichem Haupthaar — in allem das gerade Gegenteil des Altonaer Kollegen. Klein waren auch die durchdringenden, fast stechenden grauen Augen, die tief in den Höhlen lagen und von dunkeln Ringen umzogen waren.

Der Kommissar Schott war für Hamburg, was Pach für Altona, der anerkannt pflichttreueste und findigste Beamte, dessen Spürsinn so leicht nicht irregeleitet war, und dessen Waghalsigkeit vor keinem Hindernis und vor keiner Uebermacht zurückwich. Wo der kleine, energische, allbekannte Beamte auftauchte, suchten alle, deren Gewissen nicht ganz rein war, schleunigst zu verschwinden, ohne daß es denen, auf die Schott es abgesehen hatte, jemals gelingen wollte. Sie mochten vorwärts hasten, so schnell sie wollten, wie Wiesel durch die Menge schlüpfen, durch zehn enge, verstedreiche Gassen flüchten — hatten sie Schott einmal auf ihrer Fährte, so blieb alles Rähen umsonst. Er kannte die Kniffe, Schliche und Schlupfwinkel so gut wie die Gauner selbst, ja oft besser, und war allen überlegen im Erfinden und blühschnellen Verwerten immer neuer Einfälle.

Schott schob das Geschirr von sich, lehnte sich behaglich ins Sofa zurück und hörte dem Kollegen gespannt zu. Herr von Pach holte weit aus, trug den Hergang, der zur Verurteilung des Pastors geführt hatte, genau vor, sprach seinen, den Bauern Stagen belastenden Verdacht aus und berichtete eingehend, zu welchen Ergebnissen seine bis dahin in Holby angestellten Ermittlungen geführt hatten. Mit Wärme gedachte er dabei der Mitwirkung des Kollegen Koch und entlockte damit dem schweigend Zuhörenden ein beifälliges Kopfnicken.

„Apropos Koch,“ sagte Schott, als Herr von Pach geendet, „brauchbar, sehr, habe ich schon selbst erfahren. Gratuliere, daß Sie ihn zu Hilfe gezogen. — Hm, also Sie wollen von mir wissen, was es mit dem Empfänger des Geldes hier in Hamburg für eine Verwandnis hat? Valentinskamp 12, dritte Etage — stimmt genau. Befragt sich mit allerhand nicht ganz sauberen Geldgeschäften. Dreimal — oder einmal mehr oder weniger, ich weiß nicht genau — wegen Buchers angeklagt gewesen; war aber nicht genügend zu fassen. Ist ein alter Fuchs. Sie, wenn wir dem bei dieser Gelegenheit ein Bein stellen könnten — würde mir ein höllisches Vergnügen sein. Daß der Bauer Stagen mit dem in Verbindung steht, spricht schon gegen ihn. Dieser Mister G. C. Keil ist aber sicher nur Vermittler, nicht Complice im Sinne der Mithäterschaft, denn seinen Hals riskiert er nicht, ist zu einer Gewaltthat auch viel zu gebrechlich und feige. Ein Rippfigürchen, aber eins von der mißglückten, rohen, billigen, schmutzigen und brüchigen Sorte. Dem Keil müssen wir Schlingen zu legen versuchen, ohne ihm nahe zu kommen. Erhält er Wind, so hat diesen auch der Bauer, und das könnte uns den ganzen Brei verderben. Hm, wissen Sie, was nicht unmöglich wäre? Daß die Post uns einen Anhalt geben könnte. Da nach den aufgefundenen Briefumschlägen der offenbar expresserische Complice sein Heim in New York hat, und Keil dorthin nur vereinzelt Kommissionen haben dürfte, wird sich erweisen lassen, für wen dort das Geld bestimmt ist. Langt heute der letzte gezahlte Betrag hier an, und kommt der Mister Keil der Anforderung sofortiger Weiterleitung nach, so wird die zu kontrollierende Zahl der Sendungen noch wesentlich vereinfacht, ja vielleicht fällt auf den einen Tag auch nur die eine Sendung, und dann haben wir mit großer Wahrscheinlichkeit sofort, was wir suchen. Schickt er an den Complicen direkt, so giebt Ihnen vielleicht schon dessen Name einen Anhalt. Vorsichtiger gehandelt wäre es ja, wenn man sich auch drüben noch einer Mittelsperson bediente; diese Vermittler kosten aber jeder ein verteuertes Stück Geld, und am Ende würde von den fünfhundert Mark für den wirklichen Empfänger nicht viel übrig bleiben. Einen guten Teil wird schon Keil schlucken, und das läßt mich hoffen, daß weitere Unkosten vermieden werden. — Halten Sie sich zu heute mittag um zwei Uhr frei, lieber Pach; die Zeit ist günstig. Die Postbeamten sind dann nicht so überlaufen, daß sie uns nicht zur Hand gehen könnten.“

„Sollte Keil nicht mit einem Bankhause in Verbindung stehen und diesem die Vermittlung übertragen?“ fragte Pach.

„Ich glaube kaum; dazu sind seine Geschäfte zu klein und zu schmutzig. Die Möglichkeit bliebe ja freilich bestehen. Nun, kommen wir auf dem einen Wege nicht nach Rom, dann auf dem andern. Wir wollen so verabreden: Sie erwarten mich punkt zwei Uhr am Eingang der Abc-Straße vom Gänsemarkt aus, nicht am Valentinskamp selbst — Sie sind auch nicht der Unbekannteste in Hamburg, und wenn der Fuchs gar uns zwei zusammenjagt — solch alte Sünder haben keine Nasen und keine Kombinationen — wir vermeiden es also nach Möglichkeit, ihm in die

Richtung zu kommen. Hoffentlich ist das Glück uns günstig, daß der Keil uns nicht auf dem Postamt selbst ertwischt.“

Die Beamten schieden, um sich zu der verabredeten Zeit wieder zu treffen. Wenige Minuten nacheinander betraten sie das Postamt. Schott ging voraus, und da Keil unter den am Schalter stehenden sich nicht befand, wartete Schott auf den Kollegen, um sich mit diesem gemeinschaftlich zu dem Vorsteher des Amtes zu begeben.

„Schott und Pach, Kriminalkommissare,“ erklärte Schott und zeigte seine Legitimation vor.

„Ich weiß, ich kenne Sie,“ wehrte der Postbeamte ab. „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Kommissar?“

„Ich bitte Sie um die Güte, festzustellen, ob heute an G. C. Keil, Valentinskamp 12, eine Postanweisung über fünfhundert Mark aus Londern eingegangen ist.“

„Einen Augenblick, meine Herren.“

Der Beamte kam mit dem Verzeichnis der eingegangenen Anweisungen zurück und bestätigte: „Ja, wohl, hier. Nummer 923. Mit der ersten Post bestellt. Fünfhundert Mark.“

Schott dankte.

„Ist von dem G. C. Keil zufällig heute schon eine Einzahlung gemacht worden?“ fragte er weiter. „Sie würden uns verbinden, wenn Sie auch das gütigst nachsehen wollten.“

Der Postbeamte kam auch diesem Wunsche nach, brachte die Liste der eingezahlten Beträge und wies auf die Nummern 147 und 148. „Achtzig Mark an G. Schritter in Charlottenburg, dreihundert Mark an S. P. Stagen in New York.“

Pach fuhr zusammen, als habe er einen Schlag ins Gesicht empfangen. Hastig beugte er sich über die Liste; die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Sein Kollege trat ihm leise auf den Fuß; er nahm sich zusammen.

„Die Eintragung ist eine der letzten: liegt die Anweisung selbst noch vor?“ fragte Schott.

„Jedenfalls; ich will nachsehen.“

Sie war noch da. Herr von Pach nahm von der Adresse genaue Kopie: „S. P. Stagen, c/o Charles W. Ponsetter, New York, U. S. A., East Broadway 36.“

Schott dankte nochmals, und beide entfernten sich. Pach stieß auf dem Wege nach dem Polizeibureau Ruhe des Staunens aus, die sich wiederholten, als sie auf Schotts Zimmer allein waren.

„Hunderttausendpöckel, Schott, wer das gedacht hätte! S. P. Stagen! S. P. Stagen! Sie, mir kommt ein Gedanke — ein Gedanke — dieser ganz gemeine Hallunke von einem Bauern! Stagen — der Name ist so selten wie in unsern Tagen ein Flibus — der Name sagt mehr, als zehn dicke Bände könnten — Sie, der Name deutet auf eine Verwicklung, wie sie noch nicht dagewesen ist! Da schlägt's dreizehn! Der Stagen soll tot, der Pastor sein Mörder sein — und derselbe Stagen, ich wette, ist drüben wohl und munter! Heiliger Ven Atiba —! Auf den Gedanken war' ich nicht gekommen!“

In Schotts hagerem Gesicht zuckte keine Muskel; nur die kleinen Augen funkelten.

„Wäre ein guter Fang, lieber Pach. Würde mit dem Keil auch für mich was abfallen. Zweihundert hat der Schuft gleich für sich abgezogen. Er muß sehr genau wissen, daß der Absender und der Empfänger sich das gefallen zu lassen haben. — Der Stagen, sagten Sie, heißt Peter; mit dem P hätte's also seine Richtigkeit; wie ist's aber mit dem S? Simon, Siegfried, Salomon, Saul, Sylvester doch wohl nicht — haben Sie noch von einem zweiten Vornamen Kenntnis?“

„Ich glaube, ihn in den Akten gelesen zu haben, kann ich aber nicht entsinnen. Die da an der Nordsee haben auch ihre eigne Art von Namen, die sonst nirgends vorkommt. Da würde alles Nachgrübeln umsonst sein. Ich werde einfach nach Londern depeeschieren und um sofortige Auskunft ersuchen. Haben Sie ein Depeeschformular? — Danke. Hm. Vorsichtig muß man sich allerdings fassen, damit nichts in die Öffentlichkeit durchsickern kann. Ich schreibe so: „Dringend. Rechtsanwalt Dürhus, Londern. Wie hieß Bruder des Bauern mit seinen sämtlichen Vornamen? Drahtantwort an Pach, Adresse Schott, Stadthaus, Hamburg.““

Schott nickte.

„Der Anwalt wird Sie schon verstehen.“

Schott klingelte und ließ die Depeche sofort aufgeben. Dann wandte er sich wieder an den Kollegen:

„Wir wollen inzwischen nicht müßig sein. Ist der Stagen, für den das Geld bestimmt ist, mit Ihrem angeblich Ermordeten identisch, so muß er innerhalb einer bestimmt umgrenzten Frist nach Amerika ausgewandert sein. Der Mord soll im Juni vorigen Jahres stattgefunden haben?“

„Ja, am sechzehnten Juni. An diesem Tage ist der Peter Stagen in Holby noch gesehen worden, nachher nicht mehr. Ist er nicht ermordet — lag an seiner Stelle ein anderer, der ein neues Rätsel aufgeben

würde —, so muß er sich am vorgeblichen Mordtage von Holby entfernt haben. Ob er dann sofort oder später ausgewandert ist, darüber hat die Nachforschung zu belehren.“

„Das werden wir bald genug haben. Da die Mittelsperson hier in Hamburg wohnt, dürfte der Stagen auch über Hamburg Europa verlassen haben. Ist das geschehen, so haben wir binnen einer Viertelstunde Aufschluß. Sie dürfen so gut wissen wie ich, daß die Hamburg-Amerika-Linie in der Abteilung „Personenverkehr“ über sämtliche Passagiere sogenannte Terminbücher zu führen hat und einen Auszug aus diesen der Abteilung „Fremdenbureau“ unserer Polizeibehörde auszufertigen verpflichtet ist. Das Fremdenbureau registriert nach den ihm zugehenden Listen sämtliche Passagiere alphabetisch. Ich werde den Buchstaben S sofort einsehen. Entschuldigen Sie mich ein paar Minuten.“

Schott suchte das Fremdenbureau auf, kam nach einer knappen halben Stunde zurück und hielt zwei Streifen Papier triumphierend hoch.

„Wir haben ihn, Pach! Ganz regelrecht und zweifelsohne! Ich nenne Ihnen den ersten Vornamen, den die Abklärung Ihnen nicht ins Gedächtnis rief — geben Sie acht: „Sören“ — erinnern Sie sich jetzt?“

„Ich glaube wahrhaftig! Sören Peter — zum Ausdruck noch mal, er ist es!“

„Dann hören Sie weiter. Name: Sören Peter Stagen; Alter: zweiundzwanzig Jahre; Wohnort: Holby, Nordfriesland, Preußen; Beruf: Landmann; Datum der Abfahrt: 21. Juni 1892; Ziel der Auswanderung: New York; Schiff: Phoenicia.“

„Also der, um dessen willen der Pastor Johansen verurteilt ist, lebt! Hurra, Schott! Ob nun die Begnadigung kommt oder nicht: diese eine Thatfache genügt, um die Strafvollstreckung sofort zu verhindern und die Wiederaufnahme des Verfahrens zur unbedingten Notwendigkeit zu machen! Diese eine Feststellung wird auch hinreichen, um den Pastor überhaupt von jedem ernstlichen Verdachte glänzend zu reinigen. Der Peter Stagen war ohne alle Mittel; die Möglichkeit der Auswanderung konnte ihm nur der wohlhabende Bruder bieten. Wußte der Bauer Dierk Stagen aber um die Auswanderung des Lebenden, so wußte er auch um den fremden Toten, der an Stelle des vorgeblich Ermordeten im Garten des Pastors eingescharrt wurde, und der ausgemachte Schuft hat die Fälschung der Thatfachen mit genau bewußter Absicht zum Verderben des ihm verhassten Pastors in Scene gesetzt! Aber er soll sich geirrt haben, der Hallunke; er hat den Pastor vorübergehend zum Stolpern gebracht und die jenem zugebacht Grube für sich selbst gegraben. Tausend der!“

„Leuchtet mir alles ein, Pach. Und den G. C. Keil haben wir zugleich. Ihr Peter Stagen war ein bißchen blöde, wie Sie sagten. Da nach den Bestimmungen der Hamburg-Amerika-Linie schwachsinrige Personen nicht beförderungsfähig sind, und für den Peter Stagen die Gefahr der Zurückweisung nahelag, ist ihm vorsichtig ein Begleiter mitgegeben worden: der Mister G. C. Keil! Hier: G. C. Keil, Hamburg; Agent; abgefahren 21. Juni 1892; Ziel: New York; Schiff: Phoenicia! Eine regelrechte Abschiebung des Blöden unter Bewachung!“

„Ich werde sofort an Dürhus depeeschieren, hierher zu kommen.“

„Wollen Sie seine Antwort auf das erste Telegramm nicht abwarten?“

„Wozu? Dadurch geht nur Zeit verloren.“

Er nahm ein zweites Formular und schrieb:

„Dringend. Rechtsanwalt Dürhus, Londern. Drud des Buches begegnet Schwierigkeiten. Bitte sofort zu mir kommen. Professor Engel, Altona.“

Die zweite Depeche war erst wenige Minuten fort, als auf die erste schon die gleichfalls „dringend“ bestellte Antwort eintraf. Sie war wie die Pachs mit äußerster Vorsicht berechnet und erklärte nur das Notwendigste:

„Erster Vorname Sören. Zweiter bekannt. Dürhus.“

„Da haben wir's!“ frohlockte Pach. „Bitte, lieber Kollege, lassen Sie mir den Auszug aus den Listen des Fremdenbureaus sofort amtlich beglaubigen.“

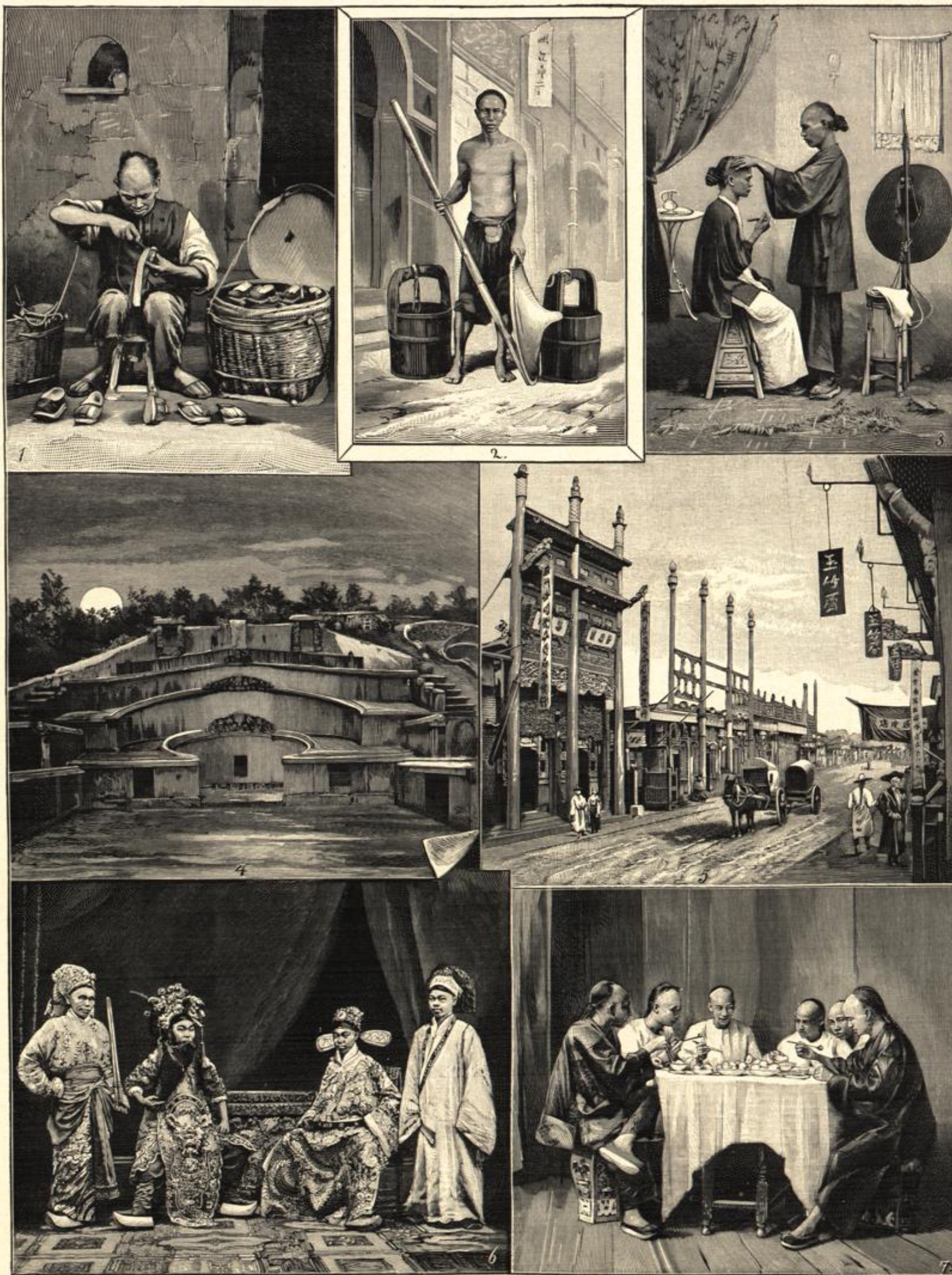
Als Pach gegen Abend seine in Altona belegene Wohnung betrat, fand er von Dr. Dürhus dort die zweite Antwort vor:

„Ich bin morgen früh bei Ihnen. Depeeschieren Sie mir Bahnhof Neumünster, Wartesaal zweiter Klasse, Näheres.“

Dr. Dürhus' Begierde, Genauerer zu erfahren, war begreiflich, und da in Neumünster irgend eine Weitertragung des Inhalts der Depeche nicht zu besorgen war, telegraphierte Pach für den Anwalt vollkommen durchsichtig: „Ganz unerwartete Wendung. Angeblich Toter lebt. Alle Beweise in Händen. Kommen Sie sofort zu mir, auch mitten in Nacht.“ Pach.

Achtzehntes Kapitel.

Dürhus benutzte den am Spätnachmittag von Londern abgehenden Zug, der von Flensburg ab



1. Umherziehender Schuhmacher. — 2. Wassertträger. — 3. Wandernder Barbier. — 4. Grabstätte. — 5. Straße in Peking. — 6. Schauspieler im Bühnentokum. — 7. Tischgesellschaft.

Strassen- und Volksleben in China.

bis ans Endziel Sitztempo annahm. In Rendsburg kaufte er sich einige Zeitungen und versuchte zu lesen. Aber das ruckweise Stoßen und Schütteln und die elende Beleuchtung des Wagens ließen ihn die Blätter bald zur Seite legen. Er hatte das Coupé für sich allein und schritt ungeduldig auf und ab. Die knapp vierstündige Fahrt bis Neumünster dehnte sich ihm zur Ewigkeit. Daß Pach eine wichtige Entdeckung gemacht haben mußte, ehe er sich entschließen konnte, den Anwalt dringend herbeizurufen, war selbstverständlich. Aber so viele Möglichkeiten Dr. Dürhus in nervösem Martern sich auch zurechtlegen mochte, der Wahrheit kam er nicht entfernt nahe.

Endlich Neumünster! Sechs Minuten Aufenthalt! Er eilte ins Wartezimmer erster und zweiter Klasse, erhielt die Depesche Pachs ausgehändigt und riß sie hastig auf. Ein Ruf maßloser Ueberraschung entfuhr ihm, und er fieberte vor Erregung, als er wieder im dahinbrausenden Zuge saß. Peter Stagen lebend! Das Urteil über den an ihm begangenen Mord ein Irrtum von Grund aus und null und nichtig in allen Konsequenzen! Niels Johannsen gerettet, ob auch wirklich ein Toter da war, dem der Pastor ganz gewiß so fernstand, wie dem angeblich toten Peter!

Ernst Dürhus streckte beide Arme weit aus, als hätte er die vor sich, an die er dachte mit stürmischem Verlangen: Helge, die Verlobte, und Johannsen, den schwergekränkten, besten aller Väter. Er hätte laut aufjubeln mögen vor unbändiger Freude und dämpfte doch sein Empfinden zu stummem, seligem Lächeln...

Um halb zehn traf er in Altona ein. Wenige Minuten später rasselte eine Droschke, deren Kutscher durch dreifaches Fahrgeßel zur höchsten Eile angespornt war, über das holprige Pflaster und hielt bald mit kurzem Ruck vor dem Hause Pachs. Dürhus stieg die Treppe zur zweiten Etage hinauf und riß an der Klingel, als gelte es, Sturm zu läuten. Der Kommissar selbst öffnete lächelnd.

„Schon, Herr Rechtsanwalt?“

„Herr von Pach, lassen Sie sich umarmen!“ Und Ernst Dürhus streckte ihm freudig erregt beide Hände hin. „Aber nun erzählen Sie, ich vergehe vor rasender Ungeduld!“

„Meine Depesche in Neumünster haben Sie empfangen?“

„Gewiß, und ich danke Ihnen, daß Sie mir eine solche Kunde nicht länger, als unbedingt nötig war, vorenthielten!“ Er entledigte sich seines Mantels und folgte dem Kommissar ins behaglich durchwärmte Zimmer. „In Tondern würde ein Telegramm solchen Inhalts eine derartige Sensation erregt haben, daß an ein Geheimhalten bei aller Ehrenhaftigkeit der Beamten schwer zu denken gewesen wäre. Nicht die Luft am Klatsch hätte die Verletzung der Amtsverschwiegenheit in Aussicht gestellt, wohl aber die wahrhafte Anteilnahme der Leute, unter denen es keinen giebt, der Niels Johannsen früher nicht persönlich hätte kennen und verehren gelernt. Die Nachricht hätte im Sturme die Stadt durchweht und im Fluge Holby und den Schurken erreicht, dem sie zu verheimlichen mit allen erdenklichen Mitteln erstrebt werden muß.“

„Ich freue mich, Herr Doktor, daß Sie auf denselben Ideengang kommen, der mir für mein Handeln die Richtschnur gab. — Zunächst hier, lesen Sie.“

Er übergab ihm die Auskunft der Hamburger Polizeibehörde. Dürhus las:

„Die unterzeichnete Polizeibehörde bestätigt hiermit, daß in dem polizeilichen Auswandererverzeichnis unserer Abteilung Fremdenbureau sich folgende wortgetreue Eintragung findet: Name des Ausgewanderten: Stagen, Sören Peter; Alter: zweiundzwanzig Jahre; Wohnort: Holby, Nordfriesland, Preußen; Beruf: Landmann; Datum der Abfahrt: 21. Juni 1892; Ziel der Auswanderung: New York; Schiff: Phoenicia. — Hamburg, den 19. November 1893. Die Polizei-Behörde. Diedmann.“

„Ah!“ rief Ernst Dürhus erregt. „Woher der Tote kam, der im Pfarrgarten gefunden wurde, wer er ist — das wird außer dem Bauern Stagen vielleicht niemand anzugeben im Stande sein; aber daß der schurkische Bauer den Bruder entfernt und wohlberechnet erst nach Verwesung der fremden Leiche diese für die des verschollenen Peter ausgegeben hat, dafür sprechen jetzt unumstößliche Beweise. Herrgott, wie fangen wir es an, den Pastor bald, nein, sofort der Freiheit zurückzugeben, ohne uns den verbrecherischen Bauern entziehen zu lassen!“

„Darüber habe auch ich nachgedacht,“ warf Pach ein, „ich bin aber leider zu dem Resultat gekommen, daß die amtliche Feststellung aus dem Auswandererverzeichnis wohl hinreicht, die Hinausschiebung der Strafvollstreckung auch ohne die zu erhoffende Begnadigung des Verurteilten zu erzwingen, daß eine Wiederaufnahme des Verfahrens und die Haftentlassung Johannsens aber erst dann angeordnet werden dürften, wenn der Beweis als erbracht gelten darf, daß der ausgewanderte Sören Peter Stagen tatsächlich mit dem Totgesagten identisch ist.“

„Ja, leider!“ bestätigte der Anwalt.

„Diese Feststellung der Identität läßt sich auf verschiedenen Wegen bewirken, zunächst auf dem der schriftlichen, amtlichen Vermittlung. Der deutsche Generalkonsul in New York würde dann mit den einleitenden Schritten betraut werden und die Aufgabe haben, den Peter Stagen drüben alsbald zu vernehmen. Auf Grund seines Berichtes müßte dann die deutsche Regierung an die amerikanische das Ansuchen auf Auslieferung des Peter Stagen stellen. — Dieses Vorgehen hat aber starke Nachteile.“

„Natürlich, und dauert eine Ewigkeit!“

„Der erste Nachteil wäre, daß der Stagen in aller Form amtlich eine eindringliche Verwarnung respektive Mahnung erhielte, auf der Hut zu sein oder sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Durch den Peter würde der Dietrich Stagen gewarnt und zu Schutzmaßregeln oder zur Flucht angespornt werden — und damit wäre die Gefahr ernstlich nahegerückt, daß uns der Hauptschuldige entkäme.“

„Um keinen Preis, Herr von Pach! Wir wollen Johannsen von jedem, auch dem geringsten Verdachte gereinigt sehen, und darum muß volle Klärung geschaffen und der an seiner Statt wirklich Schuldige lüdenlos überführt werden. Keine Gefahr der Vertuschung oder bloß halben Aufklärung — mag es an Mühe und Geld kosten, was es wolle!“

„Wir stimmen völlig überein, Herr Rechtsanwalt. Der Weg würde auch zu umständlich sein und, wenn nicht gerade eine Ewigkeit, so doch eine Reihe von Wochen in Anspruch nehmen. Die Beauftragung des Konsuls und dessen Bericht erfordern drei Wochen, die Auslieferungsverhandlungen zwischen den Regierungen dürften die gleiche Zeit in Anspruch nehmen und abermals dieselbe Zeit die Hin- und Rückfahrt des mit der Abholung des Stagen betrauten Beamten, wenn man eben des Verdächtigen überhaupt noch habhaft würde. — So würden im günstigen Falle schon neun Wochen vergehen. Zu allem aber müßten wir noch mit der Möglichkeit rechnen, daß es nicht gelänge, den Peter Stagen genügend zu belasten, und daß die amerikanische Regierung die Auslieferung verweigerte.“

„Ganz meine Ansicht, Herr von Pach. Den Schuldigen suche ich in dem Bauern, in dem blöden Peter das so oder so mißbrauchte Werkzeug, das bis zur Auslieferung zu belasten schwer werden dürfte. Weiter —“

„Ich wollte Ihnen vorschlagen, Herr Doktor — zumal Sie eben selbst erklärt haben, daß der Kostenpunkt kaum von Einfluß ist —“

„Ich stelle jede Summe zur Verfügung!“

„— mich selbst hinüberfahren und den P. Stagen holen zu lassen!“

„Fahren Sie, Herr Kommissar — Sie verpflichten mich zu unvergänglichem Danke!“

„Sie, schlage ich weiter vor, reisen gleich morgen nach Flensburg, übergeben der Staatsanwaltschaft das die Auswanderung des angeblich Ermordeten bezeugende Schriftstück der Hamburger Behörde und verlangen die Vertagung der Strafvollstreckung, die vom Landgericht ganz unbedingt beschloffen werden wird. Mit dem Antrage auf Wiederaufnahme des Verfahrens und Haftentlassung des zu Unrecht Verurteilten warten Sie, wenn ich raten darf, so lange, bis ich mit dem Peter Stagen selbst eingetroffen bin. Es mag Ihnen das in Rücksicht auf den Pastor schwer werden.“

„Sehr schwer, Herr von Pach. Aber es bleibt keine andre Wahl. Ich werde die Hoffnung in die Zelle des Unglücklichen tragen können, und sie muß ihn aufrichten, bis er das ehrwürdige Haupt stolz und frei tragen darf wie früher!“

„Hüten Sie aber unsre Entbedung in Tondern.“

„Nein, Herr von Pach, eine Ausnahme muß ich machen: Helge, meine Verlobte, muß mein Glück teilen!“

„Um, ja. Ihr Wunsch ist nur allzu menschlich. Sind Sie sicher, daß nicht dadurch —“

„Kein Sterbenswort wird über ihre Lippen kommen.“

„Ich füge mich, Herr Rechtsanwalt. Sagen Sie Ihren Eltern etwas?“

„Nein! Nicht als ob ich ihrer Verschwiegenheit mißtraute. Die Freude könnte sie sich ungewollt verraten lassen.“

„Bei Ihrer Fräulein Braut fürchten Sie das nicht?“

„Nein, die Angst um den Vater wird ihre Lippen auch bei der Jubelbotschaft verschließen.“

„Also auf Ihre Verantwortung.“

„Freudig gern!“

„Ich habe den Fahrplan der Hamburg-Amerika-Linie nachgesehen. Die „Kolumbia“ fährt am Dreiundzwanzigsten, also übermorgen. Ich erwarte mir morgen den nötigen Urlaub ins Ausland und bin, da die Schnell dampfer den Weg in sieben bis acht Tagen zurücklegen, am 30. November oder 1. Dezember bereits in New York. Wollen Sie mir am Tage der Abfahrt noch Mitteilungen machen, so depeeschieren Sie nicht mehr nach Hamburg, sondern nach Cuxhaven. Die Reisenden, die Schnell dampfer zu ihrer Uebersahrt

benutzen, werden in einem Sonderzuge, der früh um neun vom Venloer Bahnhof in Hamburg abgeht, nach Cuxhaven befördert und dann dort an Bord gebracht. Die Abfahrt des Dampfers von Cuxhaven erfolgt mittags. Also nur bis zu dieser Zeit können Sie mich noch erreichen. — Wünschen Sie, daß ich Ihnen nach Auffindung des Stagen Kabelnachricht gebe?“

„Ich bitte darum.“

„Aber auch undurchsichtig. Ich kabele „Erbschaft geschlichtet“ und zeichne mit dem Namen „Brown“. Das heißt dann für Sie: Ich habe ihn.“

„Ja, Sie können aber die Verhaftung nicht bewirken, wenn Sie den amtlichen Weg umgehen wollen.“

„Doch, Herr Doktor. Lassen Sie das meine Sorge sein. Notieren Sie, bitte: kabele ich „Erbschaft erhoben“, so teile ich Ihnen durch die geringe Kenderung des ersten vorgeschobenen Wortlautes kurz und bündig mit, daß ich mit dem Stagen bereits auf dem Schiffe bin und im Begriff stehe, die Rückreise nach Europa mit dem Gefangenen anzutreten.“

„Dann wollte ich, ich hielte diese Nachricht erst in Händen!“

„Geduld, ich vertraue dem Gelingen meiner Mission vollkommen. Die Adresse des Stagen haben wir — den Menschen zu überlisten wird durchaus nicht schwer sein. Ist das doch bei dem viel schlauerem Bruder in Holby ebenfalls gelungen.“

„Sie haben bisher solche Wunder vollbracht, Herr von Pach, daß ich von Ihnen alles als erreichbar erachte. Welche Irrwege ging das Gericht, mit welcher ungeheuren Belastung belud es den Mann, wie schädigte dieser im blinden und doch so ehrennden Freundschaftsvertrauen sich selbst — und wie beginnen durch Ihre Thätigkeit jetzt die schwarz und schwer herausgezogenen Wolken sich zu teilen und strömendes, blendendes Sonnenlicht durchzulassen! Ich, wir alle, Vater und Tochter und Freunde, werden über jeden Dank hinaus für immer Ihre Schuldner bleiben!“

Herr von Pach wehrte lebhaft ab. „Sie vergessen, Herr Rechtsanwalt, daß Sie allein die Initiative ergriffen haben, daß ich lediglich in Ihrem Auftrage zur Ermittlung der Wahrheit mitwirken durfte. Diese ganze Hamburger Entdeckung verdanken wir außerdem allein meinem zu Hilfe gerufenen Kollegen Koch, der ein Meisterstück vollbracht hat. — Er ist jetzt übrigens bei Stagen nicht mehr vonnöten; ich werde ihn, ehe ich abreise, unter dem fingierten Namen eines Verwandten bitten, nach Hamburg zu kommen.“

Die beiden Männer ordneten noch die geschäftliche Seite der Amerikafahrt und schieden erst lange nach Mitternacht.

(Fortsetzung folgt.)

Im Revier.

(Wald S. 369.)

Welche Lust, Soldat zu sein — wenn man nicht gerade Zahnschmerzen hat! Die sind für Zivil- und Militär gleich unangenehm. Als Krankheit wird's ja nicht angesehen, und deshalb ist unser braver Musketier auch nicht ins Spital geschickt worden, sondern der Kassenarzt hat ihn als Revierkranken erklärt, und so bringt er die langsam dahinschleichende Zeit im Mannschaftszimmer zu an dem warmen Ofen. Das wäre ja soweit nicht unangenehm, aber die heillosen Zahnschmerzen! Eine Zeit lang hat die geliebte Trösterin, die Tabakspfeife, mit dem bei der Compagnie sehr beliebten „Drei-Königs-Tabak 00“ geklopft, ihre Aufgabe erfüllt und den nagenden Schmerz etwas zurückgedrängt — aber plötzlich sticht es wieder hinauf, daß man aus der Haut fahren möchte. Den Kopf auf die Hand gestützt, das Gesicht vom Schmerz verzerrt, sitzt der sonst so heitere Musketier vor dem Ofen; er beneidet die Kameraden, die früh, munter singend, strotzend vor Gesundheit und Lebenslust, zur Feldübungsübung in die Winterlandschaft hinausgezogen sind. Es ist der einzige Trost, daß jeder Schmerz einmal sein Ende erreicht — also Geduld und gute Besserung!

—h.

Skizzen aus der Mappe eines Berliner Polizeilieutenants.

Von

H. Gandert.

Die Bestie im Menschen.

Im Südwesten Berlins, da, wo die Weichbildgrenze der Millionenstadt mit derjenigen des siebzigtausend Einwohner zählenden Dorfes Rixdorf zusammenstößt, liegt das Mahlbachufer. Nur wenig angebaut, werden seine mit kümmerlichem Graswuchs und Unkraut bestandenen Ländereien als Zimmerplätze, Steinabfälle, Müll- und Schutttabladestellen verpachtet und dienen von jeher Vogelfängern und sonst herumlungern dem Gesindel zum Tummelplatz. Der eine Teil gehört zu Berliner, der andre zu Rixdorfer Gebiet, und wenn auch seit dem Jahre 1892 Rixdorf selbst zum Bezirk der Berliner Kriminalpolizei gehört, so fühlte sich doch sein arbeitsloses Stammpublikum vor den beobachtenden Blicken der heiligen Hermandad so ziemlich sicher, da, wie es so oft in ähnlichen Fällen geschieht, die Berliner Patrouillen sich wohl zu viel

auf die Rixdorfer Gendarmen verließen, und diese wiederum ihren städtischen Kollegen gern den Vortritt in der Beaufsichtigung der entlegenen Plätze ließen.

Da wurden im Frühjahr vorigen Jahres die behördlichen Organe durch die Meldung aufgeschreckt, daß an einem der die einzelnen Parzellen einfriedigenden Zäune die Leiche eines augenscheinlich dem Arbeiterstande angehörenden Mannes liege, und die sofort eingeleiteten Recherchen ergaben mit Bestimmtheit, daß ein Mord oder doch mindestens ein Totschlag vorliege. Denn ein auf einem Stätteplatz wohnender Anweiser bekundete, daß er in der vergangenen Nacht plötzlich einen lauten Schrei gehört, bei der herrschenden Dunkelheit aber nicht gewagt habe, dem Schrei nachzugehen. Der Ermordete hatte einen Stich in die linke Brust erhalten, und ein zweiter hatte die Schlagader der linken Halsseite getroffen, so daß der Tod durch Verblutung unmittelbar hatte erfolgen müssen.

Während nun noch die Ermittlung des Täters in vollem Gange war, ohne bis dahin irgend ein greifbares Resultat geliefert zu haben, lief wenige Wochen später wie ein Blitz die schaurige Kunde durch die Stadt, daß fast an derselben Stelle, aber innerhalb der Umzäunung, ein etwa zehnjähriger Knabe mit durchschnittener Kehle tot aufgefunden sei. Die Rixdorfer Polizei veranlaßte als Ortsbehörde die erste Aufnahme des Thatbestandes und benachrichtigte sofort die Berliner Kriminalpolizei.

Die Persönlichkeit des ermordeten Knaben konnte ohne Schwierigkeiten festgestellt werden; es war der bereits vermählte zehnjährige Sohn eines in Rixdorf wohnenden Arbeiters, welcher wenige Stunden vor Auffindung der Leiche noch mit Altersgenossen und seinem fünfjährigen Bruder vor dem elterlichen Hause gespielt hatte.

Die Stelle, wo das Verbrechen verübt worden war, ein zum Schnee-Abladen im Winter vermieteter Stätteplatz, war damals, im Juni, völlig leer; nur ein alter Möbelwagen stand etwa dreißig Schritte vom Eingange hart an dem Zaun, der an das ebenfalls leere Nachbargrundstück grenzt. Unter der Deichselstange dieses Wagens hatten zwei Arbeiter, welche den Platz betreten, die Leiche gefunden. Dieselbe lag auf dem Rücken mit weit ausgebreiteten Armen, der Hals wies eine furchtbare Schnittwunde auf. Neben der Leiche befanden sich ein großes Stück Wurst, ein Markstück und ein Taschenmesser, welches bis an den Griff in dem Erdbreich steckte. Mit diesem Messer, dessen Griff blutig war, war zweifellos die graue That geschehen. Es war ein gewöhnliches Taschenmesser, ganz neu, ohne jeden Stempel, mit Brotmesser, Federmesser und Pfropfenzieher versehen. Der herbeigerufene Arzt stellte fest, daß der Mörder zwei Schnitte geführt hatte, welche den Hals von einem Ende zum andern durchquert und ihn vollständig bis auf die Wirbelsäule durchgeschnitten hatten, so daß der Tod wohl sofort eingetreten war.

Die Knaben, welche zuletzt mit dem Ermordeten zusammengewesen waren, gaben an, daß gleich nach Mittag ein Mann mit einem schwarzen Schnurrbart an denselben herangetreten war und ihm Geld und augenscheinlich einen Auftrag erteilt hatte. Dann hatten sich beide nach dem am Maybachufer sich vorüberziehenden Kanal begeben. Etwas Näheres über diesen Mann wußten die Kinder nicht anzugeben, wohl aber bekundeten zwei Arbeiter, die auf einem dem Thatorte nahegelegenen Platze beschäftigt waren, daß sie vor kurzem einen Mann mit schwarzem Schnurrbart an ihrer Arbeitsstelle hatten vorbeilaufen sehen, aber ohne den Knaben.

Etwas genauer drückten sich ein paar andre, auf einem ganz in der Nähe liegenden Holzplatze beschäftigte Leute aus; sie hatten den Mörder und sein Opfer unter dem Möbelwagen liegen sehen, dieselben aber für ein paar Vogelsteller gehalten, die mit ihrem unerlaubten Handwerk beschäftigt wären. Sie beschrieben den Mörder als einen jungen, schwächlichen Mann mit schwarzem Schnurrbart, der einen braunen Ueberzieher, schwarze Hosen und grauen Hut getragen habe. Man sieht also, der arme Junge war buchstäblich angefangen mehrerer Menschen abgeschlachtet worden, ohne daß diese einen Laut gehört oder sonst etwas Auffälliges bemerkt hätten!

Noch in derselben Nacht wurden ausgedehnte Streifen auf sämtlichen, nahe und fern gelegenen Terrains, wo das obdachlose Verbrechertum zu nächtigen oder sonst sich aufzuhalten pflegt, vorgenommen und seitens der Kriminalpolizei in allen Pennen, Raschemmen und Verbrecherkellern auf Personen gefahndet, welche irgendwie nach dem oberflächlichen Signalement der That verdächtig scheinen konnten; vergeblich. Außerdem hatte, seit dem ersten von mir eingangs erwähnten Morde, die von Berlin aus unterstützte und verstärkte Gendarmerie jenes Terrain durch umfangreiche Razzien bei Tage und bei Nacht gesäubert und in steter Observation gehalten, und doch hatten diese wohlbegründeten Vorsichtsmaßregeln das neue Kapitalverbrechen vor den Thoren Berlins nicht zu hindern vermocht.

Es war schwer, die dicht aufeinander folgenden Verbrechen zu erklären. Der zuerst ermordete Arbeiter war ein armer Kerl, also ein Raubmord ausgeschlossen, und irgend ein Wortwechsel war nach der bestimmten Befundung des Anweisers, der den Totschrei vernommen, der That nicht vorhergegangen. Ebenjowenig war ein Beweggrund zu dem Mord des armen Knaben zu finden, denn irgend einer bestialischen sexuellen Ausschreitung war derselbe nicht zum Opfer gefallen. Die Berliner Behörde nahm daher an, daß ein Ungeheuer nach Art des noch immer nicht entdeckten Londoner Jads, des Aufschüblers, hier aufgetaucht, und beide Thaten auf sein Konto zu setzen seien. Außer der Kriminalpolizei, welche natürlich in fieberhafter Thätigkeit sich befand, war auch noch das Revier, dessen Grenze ein Teil des Maybachufers bildet, eifrig bemüht, Licht in das traurige Dunkel zu bringen, und der Vorstand desselben, welcher selbst ungemein rührig ist und auch persönlich den in neuester Zeit von unberufenen Moralisten so schlimm kritisierten, deshalb aber doch absolut unentbehrlichen intimen Verkehr mit sorgsam ausgewählten Vigilanten nicht scheut, hat durch seine Intelligenz, eine unbestimmte Spur mit rastlosem Eifer zu verfolgen, auch Erfolg gehabt. Einer dieser dunkeln Ehrenmänner, den jener als mein Nachfolger seinerzeit auf meine Empfehlung angenommen, lenkte eines Nachts, als er sich, wie gewöhnlich, heimlich zu seinem Mentor begeben, den Verdacht auf einen jungen Mann aus wohlhabender, gut bürgerlicher Familie, einen Malergehilfen, und wußte seine, auf den ersten Augenblick verblüffende Ansicht so gut zu begründen, daß der Lieutenant aufhorchte. Der Vigilant, ein alter Zuchthausler, der natürlich nebenbei, wenn es sich gerade machen ließ, immer noch stahl, aber sich nicht fassen ließ, hatte den jungen Mann oftmals beim Fangen von Vögeln auf den Wiesen des Maybachufers beobachtet. Er hatte bemerkt, daß der niederträchtige Bengel, wenn er ein Schlagnetz aufstellte, mit ganz besonderem Vergnügen der Vögel, die er als Lockvogel benützte, mit einer Stednadel die Augen austach, damit sie durch ihr klägliches Schreien die niedlichen Frühlingsfänger ihrer Gattung recht zahlreich herbeirufe. Aber nicht allein dies; er blendete auch mehrfach gefangene Vögel und ließ sie frei, augenscheinlich belustigt, wenn die armen Tierchen dann hilflos und klagend auf der Erde herumflatterten und sich überschlugen. Auch eine Kacke habe der Mensch eines Tages grausam gemartert, indem er sie mit Spiritus, den er in einer Selterwasserschale mit sich führte, begoß, und diesen dann anzündete. Der alte Verbrecher, der den jungen Schurken übrigens für die lehrerwähnte Scheußlichkeit windelweich geprügelt haben wollte, schloß ganz richtig, daß einem solchen Ungeheuer eben auch jede andere Grausamkeit zugestanden werden könne.

Der Lieutenant pflichtete natürlich diesem Urteil bei, und er trug seinem Besucher, unter Verabreichung des nötigen Geldes, auf, den Menschen weiter zu beobachten, wenn er auch kaum daran glaubte, daß sich eine Verbindung zwischen dem Tierquäler und dem Mörder werde beweisen lassen. Daß der Verdächtige keinen Schnurrbart hatte, machte natürlich nichts aus (denn dieser ließ sich leicht anleben), um so weniger, da das Haar des Malergehilfen ebenfalls schwarz sein sollte.

Wenige Tage nach dieser Unterredung wurde der Behörde die Anzeige erstattet, daß ein junges Mädchen von zwölf Jahren am hellen Tage in einer abgelegenen, wenig bebauten StraÙe, im Norden Berlins — also ganz entgegengesetzt vom Maybachufer — von einem jungen, bartlosen Menschen, der an ihm vorbeigegangen, hinterwärts überfallen, zu Boden geworfen und durch einen ziemlich tiefen Schnitt im Gefäß sehr schmerzhaft verwundet worden war; der Mensch war entkommen, trotzdem auf das durchdringende Geschrei der Kleinen zwei Maurer die Verfolgung aufgenommen hatten. Die Nachricht ging mit Windeeseile durch die Stadt, und die Aufregung wurde immer größer, als im Laufe der Woche noch mehrere gleiche Fälle in ganz verschiedenen Stadtteilen zur Kenntnis der Polizei und der Öffentlichkeit kamen. Der Täter wurde ziemlich übereinstimmend als junger, kräftiger Mann mit schwarzem Haar und bartlos geschildert, wenngleich die einen ihn groß, die andern klein nannten. Dies ließ sich sehr leicht erklären, je nachdem die verwundeten Mädchen selbst groß oder klein waren; dazu kam auch noch die Aufregung und der Schreck, in welche die Ueberfallenen begreiflicherweise sich versetzt sahen; daß dieser Attentäter ebenfalls schwarzes Haar hatte, und daß die Beschreibung desselben ganz gut auf den Maler paßte, gab dem Lieutenant zu denken.

Der Vigilant hatte nichts wieder von sich hören lassen, und der Lieutenant fing an, mißtrauisch zu werden; da stellte jener sich am späten Abend plötzlich ein und gab an, er habe festgestellt, daß der Maler jeden Morgen das Haus seiner Eltern, bei denen er wohnte, verließ, als ob er zur Arbeit ginge, daß er aber seit ein paar Wochen schon seinem Meister gekündigt habe und sich herumtreibe. Er habe versucht,

ihm zu folgen, habe ihn aber immer wieder aus den Augen verloren, da jener, sobald er ihn bemerkt, in die Pferdebahn oder in eine Droschke gestiegen und davongefahren sei; auch die Stadtbahn habe der Mensch öfters benützt. Es blieb dem Beamten nichts weiter übrig, als seinen Besucher abermals mit Geldmitteln zu versehen und ihm fernere Vigilanz einzuschärfen; er unterließ aber nicht, durchbliden zu lassen, daß er hinter einige seiner kleinen Extemporestreiche gekommen sei und ihn dafür belangen werde, wenn er abermals Zeit und Geld ohne reellen Hintergrund verbringe; er müsse unter allen Umständen herausbringen, was der junge Mann treibe.

Drei Tage nach dieser freundschaftlichen Auseinandersetzung meldete der Wachtmeister dem Reviervorstand beim Appell morgens acht Uhr, daß in der vergangenen Nacht bei dem Rentier, dem Vater des von dem Vigilanten verdächtigten Malers, eingebrochen worden sei, und daß dem Verbrecher mehr als tausend Mark, die in einem Fache des Cylinderbureaus in Geld und größeren Scheinen gelegen, in die Hände gefallen seien; außerdem hatte derselbe den in dem Schlafzimmer des Sohnes stehenden unverschlossenen Kleiderschrank fast völlig ausgeräumt und, was das Frechste war, selbst die auf einem Stuhl neben dem Bett liegenden Kleidungsstücke mitgehen heißen. Der Lieutenant begab sich selbst mit dem Kriminalschutzmann des Reviers an Ort und Stelle, konnte aber nur feststellen, daß die Korridor-thür der eine Treppe hoch belegenen Wohnung regelrecht geöffnet sein mußte, denn Spuren äußerer Gewalt waren nicht zu bemerken. Auch das Cylinderbureau war vermutlich mit einem Dietrich geöffnet, da der Rentier behauptete, jeden Abend daselbst fest zu verschließen. Merkwürdig war jedenfalls, daß niemand von dem unheimlichen Besuche irgend etwas gehört hatte — aber Leute mit gutem Gewissen schlafen, wenn sie sonst gesund sind, ziemlich fest. Die Nummern der Hundertmarkscheine waren dem vorsichtigen alten Rentier bekannt, und sie wurden sofort durch Anschlag an die öffentlichen Säulen als gestohlen bekannt gegeben, gleichwie an sämtliche Trödler und Pfandleiher ein Avis wegen der Kleidungsstücke erging. Irgend einen Anhalt, der auf den Täter hätte schließen lassen können, förderte die genaueste Untersuchung der Räume nicht zu Tage; nur glaubte der Lieutenant zu bemerken, daß der in einem Schlafrode seines Vaters vor ihm erscheinende Sohn ihn mit auffallend scheuen Blicken angesehen habe. Möglich war es ja immerhin, daß der junge Mann, der doch seine Arbeit niedergelegt hatte und kein Geld verdiente, den Diebstahl selbst ausgeführt hatte und, um jeden Verdacht von sich abzulenken, einem vor dem Korridor harrenden Komplizen seine eignen Kleidungsstücke gereicht habe.

Gegen Abend — der Lieutenant wollte eben zu einer Statpartie sich begeben — klingelte es an seiner Privatwohnung, und das Dienstmädchen meldete einen Hausierer, der den Lieutenant persönlich sprechen wollte. Vergerlich ging der Lieutenant selbst hinaus und fand auf dem Treppenhof einen Menschen mit einem großen Bündel, der, seinen tief in die Stirn gedrückten Hut abnehmend, sich mit seinem Bündel sofort in den Korridor drängte — es war der Vigilant, der sich selbst für das scharfe Auge des Beamten unkenntlich gemacht hatte! Sobald der Lieutenant den Kerl erkannt hatte, schob er ihn sofort in sein Sprechzimmer, denn es kam wie eine Erleuchtung über ihn.

Nachdem der Hausierer seinen Pack niedergelegt, sein Kinn aus dem ungeheuren Tuch, das seinen Hals umschlang, emporgerückt und den struppigen Bart abgenommen hatte, lachte er still vor sich hin, holte aus seiner Brusttasche einen grauen Beutel und schüttete denselben auf dem Tische aus... es war Gold, zwei Fünzigmark- und vier Hundertmarkscheine, zusammen mehr als tausend Mark! Der Vigilant, der jedenfalls mehr im stillen gesündigt, als der Lieutenant dachte und wußte, hatte in der Nacht vorher bei dem Rentier den Einbruch vollführt und das Geld gestohlen, einzig zu dem Zweck, um sich unauffällig der Kleider des von ihm beargwohnten Malergehilfen bemächtigen zu können. „Denn wenn det As den Kerl un den Jungen dohtjestochen un ooch de kleine Mädchen anjappt hat, denn muß er ooch Blut an de Hosen oder an 'n Rod haben!“ — so hatte der gewiegte alte Verbrecher sehr folgerichtig kalkuliert!

Der Lieutenant war auf das äußerste betreten, denn mochte der Kerl auch eine Absicht gehabt haben, welche er wollte, jedenfalls stand es fest, daß er eingebrochen war; allerdings, ohne daß er einen Vorteil davon gehabt, denn er stellte ja das gestohlene Gut freiwillig, und ohne daß irgend ein Argwohn ihn getroffen hatte, zur Verfügung. Er ließ den Menschen auf seinem Zimmer unter der Aufsicht des einen Wachtmeisters und begab sich sofort per Droschke zu seinem Chef, demselben Meldung von dem merkwürdigen Vorfall zu machen.

Der Herr Präsident war im Theater — aber natürlich für den wichtigen Fall sofort zu sprechen.

Der Vigilant erhielt neben guter Verpflegung ein

bequemes Lager auf der Wache, und der Staatsanwalt, zu welchem der Lieutenant am frühen Morgen sich persönlich begab, verfügte vorläufige unbedingte Geheimhaltung der Geschichte, Aufbewahrung des Geldes und sofortige Untersuchung der vorliegenden Kleidungsstücke durch den gerichtlichen Chemiker; denn der Lieutenant

hatte einen schwarzen Rock mit zur Stelle gebracht, an dessen rechtem Unterärmel große, anscheinend wiederholt ausgewaschene Flecken bemerkbar waren, und ein Beinkleid, welches ebenfalls die Spuren größerer und kleinerer dunkler Sprühflecke aufwies. Dann beauftragte er den Reviervorsteher, zum Schein nochmals

in der Wohnung des Rentiers genaue Recherchen anzustellen und den Sohn, sobald er ein irgendwie scheues Wesen zeige, wegen Verdachts, den Diebstahl ausgeführt zu haben, zu fästieren.

Der Beamte fand in der Wohnung des Rentiers alles in größter Aufregung, denn der Sohn, zu dessen



Eine Kontrollversammlung.

Nach einer photographischen Aufnahme von Curtin & Co., Harlekin.

Neu-Einkleidung der Vater sofort aus einem Magazin fertiger Herrenkleider hatte neue Garderobe kommen lassen, hatte sich am Nachmittage vorher, gleich nach seiner Equipierung, entfernt und war noch nicht wieder zurückgekehrt. Jetzt kam der Vater selbst auf den Verdacht, daß ihn sein Sohn bestohlen und den Einbruch nur fingiert habe, und bat in seiner Entrüstung den Lieutenant, alles aufzubieten, um des Durchgängers habhaft zu werden. Er habe es ja immer noch in der Hand, wenn sein Sohn den Einbruch wirklich ausgeführt habe, den Strafantrag zurückzunehmen.

Mehrere Wochen lang war nun der junge Mann eine der gesuchtesten Persönlichkeiten Berlins, um so mehr, als sich die Flecken in Rock und Beinkleid wirklich als Blut, noch dazu Menschenblut, herausgestellt hatten; er war verschwunden.

Der Vigilant war auf Veranlassung des Staatsanwalts damals sofort entlassen, von dem Lieutenant abermals mit Geld versehen worden, und durchquerte

nun auf der Suche des von ihm aufgestöberten Wildes Berlin unermüdlich nach allen Richtungen hin.

Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß bei genauer Revision der von dem Vigilanten entwendeten Kleidungsstücke in einer im Futter einer Weste angebrachten Tasche ein schwarzer Schnurrbart gefunden worden war.

So verging der Rest des Sommers und der Herbst, und man nahm schließlich an, daß der so eifrig Gesuchte entweder über das große Wasser gegangen oder sich an irgend einer verborgenen Stelle (die Polizei neigte zu diesem Schluß) das Leben genommen habe; in letzterem Falle mußte seine Leiche früher oder später zum Vorschein kommen.

Es ließ sich auf die Dauer nicht vermeiden, dem Rentier, welcher den Strafantrag gegen seinen Jungen wegen des vermeintlichen Diebstahls zurückgenommen hatte, reinen Wein einzuschütten, und die furchtbare Nachricht warf den so rüftigen Mann auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhoben hat.

Anfangs Februar durchheulte abermals das Gerücht von einem Attentat die Straßen und Plätze Berlins, das auch seine Bestätigung fand. Die Ehefrau eines angesehenen Kaufmanns mußte gegen Abend, als sie mit ihrer vierzehnjährigen Tochter aus einer Gesellschaft nach Hause gehen wollte, die Waterloostraße überschreiten. Hier begegnete ihnen ein Mann, der sie scharf ansah, aber sonst nichts Auffälliges hatte; er ging an der rechten Seite der Frau vorbei. In diesem Augenblicke spürte die letztere einen heftigen Schmerz im rechten Oberschenkel und fühlte, daß das Blut an ihrem Körper herabrieselte. Sie sank mit einem lauten Aufschrei zu Boden. Der Mann hatte ihr im Vorbeigehen das Messer in den Schenkel gejagt und dann unter den gellenden Hilferufen der Tochter die Flucht ergriffen. Die Gegend war menschenleer, aber da kam ein Radfahrer angefaßt, der sofort die Verfolgung aufnahm und den Flüchtigen endlich am Halleschen Ufer einholte. Wäre nicht in diesem Augenblicke eine



Durchbrechen einer Hasenperre. Originalzeichnung von Ferd. Lindner.



Zählige Wurfprobe. Nach dem Gemälde von H. Engelhorn.

Schulmannspatrouille vorbeigekommen, so hätte die sich schnell sammelnde Menschenmenge den Messerhelden totgeschlagen oder in den Kanal geworfen; auch so noch kam er schlecht genug weg. Auf der Wache wurde er, nachdem er zuerst einen falschen Namen angegeben, als der lange vergeblich gesuchte Malergehilfe festgestellt. Er zersaß in Tränen und erklärte, es sei ihm völlig unbegreiflich, wie er dazu gekommen, die ihm ganz fremde Dame zu verwunden, aber er habe so handeln müssen. Die ziemlich schwer verletzte Dame mußte nach der nächsten Sanitätswache gebracht werden, wofür ihr ein Notverband angelegt wurde.

Der Verhaftete wurde nach Aufnahme seiner Personalien nach dem Kriminalkommissariat geschafft und hier bis spät in die Nacht hinein vernommen. Man sagte ihm hier die Verletzungen der verschiedenen halbwichigen Mädchen, sowie den Mord des Knaben und des Arbeiters am Mahlbachufer auf den Kopf zu, und nach anfänglichem Leugnen gestand er auch die Angriffe auf die Mädchen ein; die beiden Morde leugnete er hartnäckig. Es ergreife ihn oftmals eine wahnsinnige Begierde, Blut zu sehen, die er nicht überwinden könne, meinte er mit cynischem Lächeln, und er möchte gar zu gern einmal Menschenblut trinken, aber töten? das könne er nicht; dabei blieb er vorläufig.

Dem Untersuchungsrichter vorgeführt, wollte er von gar nichts wissen, und als später seine Mutter ihm gegenübergestellt wurde, und die arme Frau vor unsäglichem Weh zu Boden sank, da behauptete er gleichmütig, „die Alte überhaupt nicht zu kennen“. Nachdem im weiteren Verlauf der Untersuchung die Gespielen und der kleine Bruder des ermordeten Knaben, sowie die Arbeiter, welche den Mörder und sein Opfer gesehen, mit ihm konfrontiert wurden, erkannten ihn, nachdem man ihm den Schnurrbart angeklebt, alle als den Mann, der mit dem Knaben gegangen, und er gestand schließlich auch dies Verbrechen ein, „da er eben habe Blut sehen müssen und wissen wollte, wie lange der kleine Kerl nach dem entsehligen Schnitt noch leben werde“. Den Mord des Arbeiters leugnete er durchaus, natürlich, denn dieser hatte ja absolut keinen Zeugen gehabt.

Auch das Blenden der Vögel und das Verbrennen der Kasse gab er zu (auch die Prügel, die er damals dafür bekommen, hatte er nicht vergessen), und es wurde festgestellt, daß er schon als kleiner Knabe die schändlichsten Grausamkeiten an Fröschen, weißen Mäusen, Tauben und Hühnern, kurz an allem Getier, dessen er habhaft werden konnte, verübt hatte; dagegen verriet er nicht, wo er die ganze Zeit sich aufgehalten hatte. Die gerichtlichen Experten sind seinerwegen in zwei Lager geteilt; während die einen behaupteten, daß er erblich belastet sei und als Wahnsinniger für seine Schandthaten nicht verantwortlich gemacht werden könne, sondern ins Irrenhaus gehöre, sehen die andern in ihm einfach eine menschliche Bestie, auf welche die volle Strenge des Gesetzes Anwendung finden müsse.

Der Vigilant meint — und ich traue dem Kerl einen sehr scharfen Blick zu —: „Det is 'n Viech, wie's so jemeene leen zweetes nich jiebt . . . de andern sin bleedsinnig, aber der nich!“ Demselben wurde wegen seines Geniestreiches, des Einbruches nämlich, nicht allein Straffreiheit zu teil, sondern es wurde ihm auch noch eine ziemlich hohe Belohnung ausbezahlt.

Straßen- und Volksleben in China.

(Bild S. 372.)

Die Erwerbung des Hafens von Kiaotschau und die damit dem deutschen Handel gestellte Aufgabe, in dem riesigen Reich der Mitte sich neue Absatzgebiete für die Erzeugnisse unserer gewaltig aufstrebenden Industrie zu erobern, haben China und den Chinesen eine gesteigerte Bedeutung verschafft. Es wird sich zunächst darum handeln, die bisherigen Bedürfnisse der dichten Bevölkerung Chinas und den längst festgewurzelten Geschmack des alten Kulturvolkes eingehend zu studieren, denn nur wenn der deutsche Handel sich nach den örtlichen Verhältnissen richtet, hat er Aussicht, sich dort immer neue Kunden zu erwerben. Allerdings sind die Chinesen über die Stufe, die sie bereits in grauer Vorzeit einnahmen, nur sehr wenig hinausgekommen und haben sich von der Kultur der westlichen Welt nur Neugierliches angeeignet. Den Reiz des Ursprünglichen kann man ihnen aber nicht abspreschen, und es tritt das in sehr bezeichnender Weise aus den Bildern ihres häuslichen und öffentlichen Lebens hervor, die wir heute nach naturgetreuen Aufnahmen unsern Lesern vorzuführen in der Lage sind. Auf dem ersten derselben gewahren wir eine ganz besondere Eigentümlichkeit des chinesischen Straßenlebens, den umherziehenden Schuhflücker, der seine feste Werkstatt kennt, sondern mit seinem Handwerksgeräde die Dörfer und Städte durchwandert und sich da niederläßt, wo er just Arbeit findet. Eine gleiche Besonderheit bildet der Wasserträger auf dem zweiten Bilde, der in dem wasserarmen Lande eine wichtige Rolle spielt, aber trotzdem seinen sorglichen Lebensunterhalt auf mühsame Weise verdienen muß. Er gehört zu den Kulis, das heißt der niedrigsten Volksklasse, die von der Not des Lebens so oft dazu getrieben wird, das Land zu verlassen und in der Ferne, wo immer es sei, Arbeit zu suchen. Von nicht minderer Wichtigkeit ist für das chinesische Volksleben der wandernde Barbier, den wir auf dem dritten Bilde erblicken. Dieser Künstler läubert jedem, der es wünscht, für wenige Kupfermünzen das Gesicht oder den Schädel von dem überflüssigen Haartusch, schabt ihm die Innenseite der Augenlider ab,

reinigt seine Ohren und beendet die Prozedur damit, daß er Rücken, Schultern und Nacken gründlich durchknetet. Was die Chinesen eigentlich damit bezwecken, sich die Augenlider abschaben zu lassen, ist schwer zu sagen; jedenfalls wird dem Ueberhandnehmen der Augenkrankheiten und der so häufig begrenzenden Erblindung dadurch nur Vorbehalt geleistet. Zum Rasieren bedienen die Chinesen sich warmen Wassers, aber nicht der Seife. Das Wasser wird auf einem kleinen Kohlenofen erwärmt, den der wandernde Barbier an einem Bambusstabe über der Schulter mit sich führt, und zwar so, daß an dem einen Ende des Stabes die kleine Heizvorrichtung und an dem andern der Rast seines „fliegenden Toilettenladens“ herabhängt. Das Rasiermesser besteht aus einem plumpen Stücke weichen Eisens, das sichelförmig gebogen ist und unablässig geschärft werden muß. Die Seite des Kopfes, die nicht so alt, wie man gewöhnlich glaubt, ursprünglich trugen die Chinesen langes Haar, das knotenförmig auf dem Kopfe aufgebunden wurde. Die gegenwärtig herrschende Mode ist tatarischer Ursprungs und wurde dem Volke von der herrschenden Dynastie als Zeichen seiner Knechtschaft aufgezwungen. Unser viertes Bild führt uns eine chinesische Grabstätte vor. Die vollständige Religion der Chinesen ist der Ahnenkultus, die Verehrung und Anbetung der Vorfahren und anderer um den Staat und das Gemeinwohl verdienter Personen. Die Grabstätten gestalten sich daher gleichzeitig auch zu Opferstätten, und hieraus erklärt sich ihre eigentümliche, uns auf den ersten Blick so befremdlich vorkommende Gestalt. Die Straßenansicht aus Peking auf unsern fünften Bilde ist während der sogenannten Regenzeit aufgenommen. Anstatt der Staubwolken, die während der trockenen Jahreszeit den Straßendamms fast unentzählich machen, bedeckt denselben jetzt eine dicke, weiche Schlammflut, in welche die Räder der verschiedenen Fuhrwerke tiefe, furchenartige Geleise eingegraben haben. Die Vorderseiten der Ladenlokalen strotzen von farbiger Anmalung und Vergoldung, so daß diese Häuser mehr zeitweilig errichteten Schaubuden als ständigen Wohnsitzen ähnlich sehen. Die dargestellte Straße, die als Musterbild für alle übrigen gelten kann, heißt Lu-mo-ku und liegt in dem Tatarenviertel oder dem von der (vornehmsten) Mandchu-Bevölkerung bewohnten Stadtteile. Die Gruppe von Schauspielern, die unser sechstes Bild wiedergibt, zeigt einige der in den chinesischen Lust- und Trauerspielen am häufigsten vorkommenden Bühnengestalten. Der rechts stehende Mime mit dem angehefteten großen Vorne ist ein Herzog, und sein Gegenüber mit dem geflügelten Hute einen Staatsminister der Ring-Dynastie. Das siebente Bild erklärt sich von selbst: es führt uns eine Tischgesellschaft vor, welche die bekannten Speisefäßchen mit der ebenso bekannten Fertigkeit handhabt. Bemerkenswert ist, daß die Chinesen, im Gegensatz zu allen andern Völkern, ihre Mahlzeiten sitzend einnehmen. Unter den in größter Mannigfaltigkeit vorkommenden, meist aber suppenartigen Gerichten spielt der Reis eine wesentliche Rolle; als Getränke dient an Stelle unsers Weines oder Bieres ein aus Reis und Hirse hergestellter Branntwein, der in Tassen gereicht wird.

Schlimme Botschaft.

(Bild S. 373.)

Der lange Clasen ist stets der Liebling seines Dorfes gewesen. Am Strand des Meeres war er aufgewachsen, als echter Frieser wußte er es nicht anders, als daß er auf der See seinen Lebensberuf zu finden hatte. Seit man den hochaufgeschossenen Vorschau an Bord brauchen konnte, war er zur See; das Segelschiff „Anne Marie“ des großen Hamburger Kaufmanns Dümcke kannte ihn zuerst als Schiffsjungen, dann als Jungmann und Vollmatrosen, und als er auch noch das Steuermannsgewand bestanden hatte, vertraute ihm der Schiffsherr gerne seine „Anne Marie“ zur Führung an. Er war mittlerweile 27 Jahre alt geworden, sein Herz aber schon längst vergeben an die blonde Theda; sie war mit ihm zugleich konfirmiert worden, und jeder Urlaub zwischen seinen Fahrten, den er im Heimatdorf zubrachte, hatte die garten Bande enger gezogen, bis er mit dem Steuermannspatent in der Tasche vor den alten Sören treten und die Hand seiner Tochter Theda fordern durfte. Seemannsliebe ist so warm und tief wie je eine, aber der Beruf zwingt auch den Verheirateten nach kurzem Urlaub immer wieder zum Abschied auf lange Wochen und Monate, und niemand weiß, ob nicht auf immer, denn jede Fahrt auf der rauhen Nordsee kann die letzte sein. Das tapfere Friesenherz wußte das nicht anders, das Leben des Seemanns steht in Gottes Hand. Wenn der Wind heult und die Wogen um den leichten Holzbau tosen, da heißt es alle Sinne zusammenhalten, damit das Schiff der Wut der Elemente zum Trost seinen Kurs behält. Clasen steht am Steuer und späht hinaus in die graue Nacht, die Hand umklammert krampfhaft die Speichen. Immer wilder wird das Toben, immer höher türmen sich die Wogen, aber das Schiff kämpft sich wacker durch. Da plötzlich wälzt sich eine ungeheure Wogenwand schwarzgrün mit weißem Schaumkamm heran und stürzt sich auf das Schiff, als wollte sie es begraben in ihrem Schoß. Das Schiff ächzt und stöhnt, aber es taucht doch wieder auf und schüttelt das Wasser zornig von sich ab. Aber wo ist der wackere Steuermann? Sein Platz ist leer, die See hat ihn verschlungen. „Rann über Bord!“ tönt der Schredensruf, aber wer kann daran denken, ein Boot auszufahren und ihn zu suchen? Das ist Seemannslos, die rauhen Männer zerdrücken eine Thräne, und dann geht der Kampf mit dem Sturm weiter. . .

Zu Hause harret sein junges Weib auf die Heimkehr Clasens. Sein Schiff ist ja glücklich in Hamburg eingetroffen — da soll alles im Hause blickblank sein, wenn er sich ausruht zur nächsten Fahrt. Aber Clasen kehrt nicht wieder, sein Korb mit Wäsche, sein Rod, das ist alles, was von ihm nach Hause kommt. Die drei Matrosen, seine engeren Landsleute, haben den Auftrag übernommen, sie der Witwe zu bringen, sie zu trösten, soweit sie es können. Sie stehen vor Clasens Haus und warten, daß auf ihr Pochen die Thür geöffnet würde — es ist ein banger Moment für alle draußen. Was nützt es, daß der alte Dieb die Nachbarninnen zurückhält, daß sie nicht laut weinend zuerst ins Haus stürzen! Nur noch ein Augenblick, und die ahnungslose junge Witwe wird die schlimme Botschaft hören, daß ihr Lebensglück im Schoße des Meeres begraben ist. —h.

Totes Leben.

Nach dem Englischen

von

Emma Schubart.

Frau Arne, meine liebe Frau Arne, Sie dürfen Ihrem Schmerze nicht so nachgeben! Das können Sie wirklich nicht aushalten! Fräulein Katie soll Sie wegführen, nicht wahr?“ drängte die Wärterin in mütterlichem Tone.

„Ja, Alice, die Wärterin hat recht. Komm mit, bitte, du machst dich nur krank. Hier ist alles vorbei, und du kannst nichts mehr thun. Komme doch nur mit!“ flehte Frau Arnes Schwester, und dabei zitterte sie vor Erregung und Nervosität.

Vor einigen Augenblicken hatte der Doktor Graham den Puls von Eduard Arne losgelassen und war vom Bette weggetreten mit jener hoffnungslosen Bewegung der Augenbrauen, die das Ende verkündete. Die Wärterin zeigte eine Ergebung, die bei ihr vielleicht nur Formsache war. Die junge Schwägerin hatte ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Die Witwe stieß einen Schrei aus — einen Schrei, bei dem es alle mit heißen Schauern überlief, dann warf sie sich auf das Bett über den toten Mann. Dort lag sie; ihr Jammer war herzzerreißend, ihr krampfhaftes Aufschluchzen ließ den ganzen Körper erbeben.

Die drei sahen sie mitleidig und ratlos an. Die Wärterin faltete ihre Hände und sah nach dem Arzte hin, der ihr Verhaltensmaßregeln geben sollte; der aber trommelte mit den Fingern auf dem Bettposten. Das junge Mädchen streichelte mit leiser Hand die Schulter der Schwester.

„Geht fort, geht fort!“ wiederholte die Witwe fortwährend mit einer vor Ermüdung und Erregung heiseren Stimme.

„Lassen Sie sie allein, Fräulein Katie,“ flüsterte endlich die Wärterin; „sie wird den Schlag vielleicht allein am besten überwinden.“

Sie schraubte die Lampe nieder, wie um einen Schleier über das traurige Bild zu werfen, und während sie das that, erhob sich Frau Arne, ein von Thränen überströmtes und vor Erregung glühendes Gesicht weisend.

„Wie? Ihr seid noch nicht fort?“ rief sie rauh. „Ich sage euch doch, daß ich allein sein will. Es ist mein Haus! Geht doch nur, Katie, geht, ich brauche dich nicht, ich brauche niemand, ich will mit meinem Manne reden. — Wenn ihr doch nur gehen wolltet, ihr alle. Gebt mir wenigstens eine Stunde — eine halbe — fünf Minuten!“

Sie streckte bittend ihre Arme dem Doktor entgegen.

„Gut,“ sagte dieser, fast wie zu sich selbst.

Er gab den beiden Frauen einen Wink und folgte ihnen hinaus auf den Korridor. „Essen Sie etwas, solange Sie noch Zeit haben,“ sagte er in bestimmtem Tone, „sie wird uns zu schaffen machen. Ich will im Ankleidezimmer warten.“

Er sah nochmals nach der bebenden Gestalt auf dem Bette, zuckte mit den Schultern und ging dann in das Nebenzimmer, ohne jedoch die Verbindungstür zu schließen. Er ließ sich in einem Armstuhl am Feuer nieder, streckte sich aus, schloß die Augen und ließ den für den Fachmann interessanten Verlauf der Krankheit, welcher der Tote zum Opfer gefallen war, an sich vorüberziehen.

Gerade diese geschäftsmäßige Haltung des Arztes wie der Wärterin hatte Frau Arne empört. Sie waren die Hingebung selbst gewesen, aber durch all ihre Fürsorge hatte sie das wissenschaftliche Interesse an einem merkwürdigen Fall herausgeführt, und ihr Innerstes hatte sich dagegen aufgelehnt.

Und nun der Schlag gefallen war, erschienen ihr beide wie die Vollstrecker eines Todesurteils. Ihr einziger Wunsch, den sie mit der ganzen rücksichtslosen Aufrichtigkeit des blinden und stumpfen Schmerzes ausdrückte, war der, von ihrer hassenhaften Gegenwart befreit zu sein, — sich allein zu wissen, allein mit ihrem Toten.

Sie war der leisen, tiefen Stimme des Doktors müde, müde der mütterlichen Sorge der Wärterin, die nur zu gewöhnlich für eine Pflicht angesehen und deshalb vom einzelnen nicht mehr geschätzt wird, müde des kindischen Trostes ihrer jungen Schwester, die nie geliebt hatte, nie verheiratet gewesen war und nicht wußte, was Kummer heißt. Ihre ungeschickten Mitleidsbezeugungen fielen wie Schläge auf sie nieder, die Berührung ihrer Hände, als sie versuchte, sie zu erheben, ließ sie in jeder Faser erbeben. Mit einem Seufzer der Erleichterung vergrub sie den Kopf in die Kissen, schmiegte ihren Körper dichter an den ihres Mannes und lag dann regungslos da.

Die Lampe ging mit einem gurgelnden Tone aus. Die Flamme des Feuers flackerte noch einmal auf, um

dann zu verlöfchen. Sie erhob ihren Kopf und ftarrte hoffnungslos um ſich.

„Eduard, lieber Eduard,“ flüfterte ſie in ſein Ohr, während ſie ſich wieder niederlegte, „warum haſt du mich verlaſſen? Warum nur, Liebſter? Du weiſt, ich kann nicht ohne dich leben, ich kann nicht! Ich bin noch zu jung, um allein zu ſein. Es iſt ja erſt ein Jahr her, ſeit wir vor den Altar getreten und du mir verſprachſt, mich für alle Zeit zu hegen und zu lieben. Der Gedanke iſt mir nie gekommen, daß es nur für ein Jahr ſein könnte!“

„Bis der Tod uns ſcheidet!“

„Ja, das kam drin vor, ich weiß es wohl, aber man denkt ja gar nicht dran. Ich dachte mit dir zu leben und einſt mit dir zu ſterben.“

„Nein, ich kann ja noch nicht ſterben, noch nicht, bis unſer Kind geboren iſt. Du wirſt es niemals ſehen. Möchteſt du es denn nicht ſehen? O, Eduard, ſprich doch nur. Sage doch etwas, Liebſter, ein einziges, kleines Wort. Eduard, biſt du hier? — Antworte mir um Gottes willen!“

„Ich bin ſo müde vom Warten, Liebſter. Denke doch, in einer halben Stunde werden ſie mich holen und mich von deiner Seite reißen, und dich werden ſie dahin bringen, wohin ich dir mit all meiner Liebe nicht folgen kann. Ich kenne den Platz! Ein großer, einfamer Platz voller Gräber, mit kleinen, verkümmerten Bäumen, von denen in langſamen Tropfen der ſchmüßige Londoner Regen herunterfällt, und Gasflammen ſtackern rings umher, aber ganz dunkel iſt es da, wo ſich das Grab befindet — ein langer, grauer Stein, gerade wie die andern. Kannſt du denn dort allein bleiben? Ganz allein? — Ohne mich?“

„Erinnerſt du dich noch, Eduard, was wir einſt ſagten, — daß, wer zuerſt ſtirbt, über dem andern im Geiſte wachen ſollte? Ich gab dir das Verſprechen und du mir. Was für Kinder wir damals waren! Wir dachten uns den Tod ſo ganz anders! Damals erſchien es uns tröſtlich, uns das zu verſprechen. Nun iſt's nichts, ſchlimmer als nichts! Ich will deinen Geiſt nicht, den kann ich nicht ſehen — nicht fühlen, dich will ich, dich! Deine Augen, die mich anſahen, deinen Mund, der mich küßte, deine Arme, die mich umſchlangen.“

Sie erhob ſeinen Arm und legte ihn um ihren Hals und lag ganz ſtill da, während ſie flüſterte: „Hab mich lieb, o, hab mich lieb!“

Der Doktor bewegte ſich in ſeinem Stuhle im nächſten Zimmer. Das Geräusch ſchreckte ſie aus ihrem glücklichen Traume. Sie löſte den toten Arm von ihrem Halſe, und während ſie ihn am Handgelenk feſthielt, betrachtete ſie ihn traurig.

„Ich kann ihn wohl um mich legen, aber ich muß ihn da feſthalten, er iſt ganz kalt, er weiß nichts davon. Liebſter, du weiſt nichts davon, du biſt tot. Ich küſſe dich, aber du küßt mich nicht wieder. Eduard, küſſe mich noch einmal um Himmels willen — oder ich werde irre. Nur einmal! Nein, nein das genügt mir nicht, ich muß dich zurück haben.“

„Was ſoll ich denn thun? Beten? Ich bete ſo oft! O, wenn ein Gott im Himmel iſt, und wenn er je eine Bitte erhörte, möge er meine erhören, meine einzige — ich will nie wieder um etwas andres bitten — möge er dich mir zurückgeben! Er muß mich erhören, er muß! Mein Gott, mein Gott, er gehört mir, er iſt mein Gatte, meine ganze Liebe, gieb ihn mir zurück!“

„Daß man ſie länger als eine halbe Stunde bei dem Leichnam läßt, iſt nicht recht!“

Empört über das lange Verweilen der erregten Frau bei dem Toten, flüſterte die Wärterin dieſe heftigen Worte oben auf der Treppe, wo ſie während der letzten wenigen Minuten gewartet hatte.

Der Arzt trat zu ihr.

„Still, ich gehe jetzt hinein.“

Die Thür knarrte in ihren Angeln, als er ſie leiſe öffnete und eintrat.

„Was iſt das? Was iſt denn das?“ ſchrie Frau Arne auf. „Doktor, lieber Doktor, berühren Sie mich nicht. Entweder bin ich ſchon tot, oder er lebt!“

„Wollen Sie ſich zu Grunde richten, Frau Arne?“ ſagte der Doktor Graham mit erkünſtelter Strenge, indem er vorwärts ſchritt, „Sie müſſen jetzt wirklich kommen.“

„Nicht tot, nicht tot!“ murmelte ſie.

„Ich verſichere Ihnen, daß er tot iſt; tot und kalt ſchon ſeit einer Stunde. Fühlen Sie ſelbſt! — Bei Gott!“

Er hatte ſie aufzurichten geſucht, während ſie mit dem Geſichte nach unten dalag, und dabei hatte er des toten Mannes Wange berührt — ſie war warm! Unwillkürlich ſuchten ſeine Finger einen Pulſſchlag. „Halten Sie, warten Sie!“ rief er in äußerſter Erregung aus. „Liebe Frau Arne, beherrſchen Sie ſich!“

Aber Frau Arne hatte das Bewußtſein verloren und war auf der andern Seite neben dem Bett nieder-

geſunken. Ihre ſchnell herbeigerufene Schweſter beſchäftigte ſich mit ihr, während der Mann, den ſie für tot gehalten hatten, unter Seufzern und ſchweren Atemzügen ſozusagen wieder über die Schwelle des Lebens geſchoben und gezogen wurde.

„Ich möchte wiſſen, warum du immer Schwarz trägſt, Alice,“ bemerkte Eſther Graham ſorglos; „du biſt, ſo viel ich weiß, nicht in Trauer?“

Die Sprecherin war die einzige Tochter Doktor Grahams und Frau Arnes intimſte Freundin. Sie ſaß in dem düſtern Salon des Vorſtadt-hauſes und war gekommen, um den Thee bei Frau Arne zu trinken, die einzige Perſon, die je dorthin kam, um ſolche Gaſtfreundſchaft zu genießen.

Vor ſechs Jahren war Frau Arne thatſächlich eine Stunde lang Witwe geweſen. Ihr Gatte war einer anſcheinend tödlichen Krankheit erlegen und hatte für die Dauer einer Stunde für tot gegolten. Als er plötzlich und auf ſehr unerklärliche Weiſe aus ſeinem Starrkrampf ins Leben zurückkehrte, hatte die Erſchütterung, verbunden mit einer ſechswöchentlichen Pflege, ſeine Frau ſaſt getödet. Dies alles hatte Eſther von ihrem Vater gehört.

Sie ſelbſt hatte Frau Arne erſt nach der Geburt des Kindes kennen gelernt, als all dieſe traurigen Umſtände in Vergeſſenheit geraten oder in den Hintergrund gedrängt waren. Auf ihre müßige Frage erhielt ſie jedoch keine Antwort von der blassen, teilnahmlöſen Frau, die ihr gegenüber am Kamin ſaß und mit leerem, glanzloſem Blicke dem Tanz der züngelnden Flammen folgte.

„Sprich doch nur, Alice,“ bat ſie nach einem fünf Minuten langen Schweigen.“

„Verzeih, Eſther,“ ſagte Frau Arne müde, „ich dachte nach.“

„Woran dachteſt du denn?“

„Ich weiß ſelbſt nicht recht, woran.“

„Natürlich weiſt du's nicht. Die Leute, die immer da ſitzen und ins Feuer ſtarren, denken in Wirklichkeit nie etwas. Sie brüten nur vor ſich hin und machen ſich krank, und dasſelbe thuſt du auch. Du träumſt ſo dahin, du intereſſierſt dich für nichts, du gehſt nie aus — du biſt gewiß heute noch nicht draußen geweſen?“

„Nein — ja — ich glaube doch nicht — es iſt ſo kalt.“

„Du wirſt dich ſicherlich um deine Geſundheit bringen, dir eine Krankheit zuziehen, wenn du den ganzen Tag lang im Hauſe ſißeſt. Sieh dich doch nur an!“

Frau Arne erhob ſich und beſah ſich in dem italieniſchen Spiegel, der über dem Kamin hing. Er gab ganz getreu ihr bleiches Antlitz wieder, ihr dunkles Haar, ihre Augen mit den langen Wimpern, die beinahe die Wangen berührten, die ſcharfen Linien um die Naſe und den zarten Bogen der Augenbrauen, der eine ſo ſchmale, klare ſchwarze Linie bildete, daß er ſaſt unnatürlich erſchien.

„Ich ſehe wirklich krank aus,“ ſagte ſie mit Ueberzeugung.

„Das iſt kein Wunder, wenn du fortfährſt, dich gleichſam lebendig zu begraben.“

„Ich habe in der That manchmal das Gefühl, als lebte ich in einem Sarge. Ich ſehe nach der Decke und bilde mir ein, ſie ſei der Dedel meines Sarges.“

„Bitte, ſprich nicht ſo,“ wehrte Fräulein Graham, indem ſie auf das kleine Töchterchen vor Frau Arne wies. „Du ſollteſt dich wenigſtens um Marys willen ſolch krankhaften Ideen nicht hingeben.“

„O, Eſther,“ rief die andre aus, wie zu einer gewiſſen Lebhaftigkeit angeſtachelt, „mache mir doch keine Vorwürfe! Ich bin doch hoffentlich eine gute Mutter!“

„Ja, Liebe, du biſt eine ausgezeichnete Mutter und — auch eine muſtergültige Frau. Der Vater ſagt oft, daß es bewundernswürdig iſt, wie du dich um deinen Mann kümmerſt; aber könnteſt du nicht, ſchon um deiner ſelbſt willen, ein wenig fröhlicher ſein? Du hängſt dieſen Stimmungen nach, nicht wahr? Was iſt dir eigentlich? Iſt's das Haus? Ich habe oft gedacht, daß dieſe alten, wundervollen Vorſtadt-häuſer etwas Niederdrückendes an ſich haben.“

Sie blickte um ſich — hinauf zu der hohen Decke, hin zu den ſchweren Damastvorhängen, den hohen Schränken voller Porzellan, der dunkeln eichenen Wandverkleidung — und ſie dachte an ein vernachläſſigtes Muſeum. Ihr Auge ging bis an die entferntesten Ecken, in denen die Dunkelheit anſang, leichte dünne Schleier zu weben, erhellte nur durch das ſonderbare Doppellicht von den Glaskübeln der Schrankthüren und von den hohen ſchmalen Fenſtern, dann blickte ſie wieder auf die Frau im Trauerkleide, die in ſich zuſammengeſunken vor dem Feuer ſaß. Sie ſagte ſcharf:

„Du ſollteſt mehr ausgehen.“

„Ich laſſe meinen Mann nicht gern allein.“

„Ach, ich weiß ja, daß er zart iſt, daß du ihn

hüteſt wie ein kleines Kind, aber erlaubt er dir denn nicht, ihn einmal allein zu laſſen? Geht er nie für ſich aus?“

„Nicht oft.“

„Und ihr haſt nicht einmal Tiere um euch; ich kann mir kein Haus ohne irgend ein Tier denken!“

„Wir hatten einſt einen Hund,“ antwortete Frau Arne in klagendem Tone. „Aber er heulte ſo, daß wir ihn wieder fortgeben mußten. Er mochte ſich Eduard nie nähern... Aber denke nur ja nicht, daß ich mich langweile! Ich habe ja mein Kind!“

Sie legte ihre Hand auf den kleinen Kopf, der ſich an ihr Knie ſchmiegte, und Fräulein Graham ſtand ſtirnrunzelnd auf.

„Du treibſt es zu arg!“ rief ſie aus. „Du ſiehſt genau aus wie eine Witwe, die nur ein Kind hat, deſſen verwaiſtes Haupt ſtreichelt und ſagt: „Mein armer, vaterloſer Liebling.““

Draußen hörte man Stimmen. Fräulein Graham hielt plötzlich mit Sprechen inne und ſuchte ihren Schleier und ihre Handschuhe auf dem Kaminfims.

„Du brauchſt doch noch nicht zu gehen, Eſther,“ ſagte Frau Arne, „es iſt ja nur mein Mann.“

„Es wird aber ſpät,“ ſagte die Freundin, ſtopfte ihre Handschuhe in den Ruſſ und trippelte unruhig hin und her.

„Wenn du gehen mußt,“ ſagte ihre Wirtin mit einem bitteren Lächeln, „ſo ziehe wenigſtens deine Handschuhe an; aber es iſt wirklich noch ganz früh.“

„Bitte, bitte, gehen Sie doch noch nicht fort, Fräulein Graham,“ bat das Kind.

„Ich muß. Geh deinem Vater artig entgegen, Kleine.“

„Ich mag nicht.“

„Welch unnatürliche Tochter,“ ſagte Eſther in Gedanken vor ſich hin, indem ſie nach der Thür ſah.

Frau Arne erhob ſich und machte ihr ihren Mantel zu. Das bleiche, traurige, niedergedrückte Geſicht kam dem fröhlichen ſehr nahe, als ſie ihr leiſe zuflüſterte:

„Du magſt meinen Mann nicht, Eſther? Ich hab' es wohl gemerkt; was haſt du gegen ihn?“

„Ach, Unſinn,“ erwiderte die andre mit dem Nachdruck einer Perſon, die eine nur zu wahre Beſchuldigung zurückweiſen will. „Aber ich...“

„Was ich?“

„Es iſt ja natürlich thöricht von mir, Liebſte, aber ich — ich fürchte mich ein wenig vor ihm.“

„Du fürchteſt dich vor Eduard,“ ſagte ſeine Frau langſam. „Warum denn das?“

„Ach, weiße du, ich glaube, wir fürchten uns alle ein wenig vor den Männern unſrer Freundinnen. Sie können die Freundſchaften ihrer Frauen in einem Augenblicke zerſtören, wenn ſie dieſelben nicht billigen. Ich muß nun aber wirklich fort. Leb wohl, Kind; komm, gieb mir einen Kuß. Klinge nicht, Alice, bitte, nicht. Ich kann mir die Thür ſelbſt öffnen...“

„Wozu denn?“ ſagte Frau Arne.

„Dein Mann iſt im Hofe, ich hörte ihn mit Foſter, ſeinem Diener, ſprechen.“

„Nein, er iſt in ſein Studierzimmer unten gegangen. Leb wohl, du ſtilles Geſchöpf!“

Sie gab Frau Arne einen flüchtigen Kuß und ſtürzte aus dem Zimmer.

Die Stimmen draußen waren verſtummt, und ſie hatte berechtigte Hoffnung, die Thür zu erreichen, ohne von Frau Arnes Gatten aufgefaſſen zu werden. Aber er begegnete ihr auf der Treppe.

Frau Arne, die von ihrem Stuhle beim Feuer aus geſpannt horchte, hörte, wie ſie ein paar ſchüchterne Bemerkungen mit ihm austauſchte, aber der Schall deſſelben erſtarb für ihr Ohr, während die beiden die Treppe zuſammen hinuntergingen. Einige Augenblicke ſpäter kam Eduard Arne in das Zimmer und ließ ſich in dem Stuhle nieder, den eben erſt der Gaſt ſeiner Frau verlaſſen hatte.

Verglich man ihn mit ſeiner Frau, ſo erſchien ſie ſoſort um mehrere Jahre älter. Während ſie blaß war, zeigte er lebhaftes Farben; die kleinen feinen Falten, die bei näherer Betrachtung ihr Geſicht wie mit einem Netz bedeckten, waren ſeiner glatten Haut ferngeblieben. Er war ſchön; weiches, kaſtanienbraunes Haar legte ſich in einer leiſten Welle über ſeine Stirn, und ſeine ſtahlblauen Augen glänzten in ruhigem Lichte, im Gegenſatz zu dem düſteren Feuer der ihrigen und den Maſſen dunkler Locken, die ihre Stirn beſchatteten. Die tiefen Linien eines beſtändigen Kummerſ durchſuchten jene Stirn, während ſie, die Ellbogen auf den Knien, ihr Kinn in ihre Hände ſtützte. Keines ſprach. Als die Uhr über Frau Arnes Kopfe ſieben ſchlug, erſchien die Wärterin in tadelloſer weißer Schürze in der Thür, und das kleine Mädchen ſtand auf und küßte ſeine Mutter zärtlich.

Frau Arnes Stirn zog ſich zuſammen. Unruhig ihren Mann anſehend, ſagte ſie beſtimmt, aber doch in überredendem Tone zu dem Kinde: „Sag deinem Vater „Gute Nacht!““

„Gute Nacht!“ ſagte das Kind leiſe.

„Küße Papa!“



Bilder aus deutschen Landen: Köln am Rhein.

Nach einer Original-Abbildung von Bernhard Maunfeld, im Verlag von Emil Strauß in Bonn.

„Nein, bitte, bitte, nein!“

Die Mutter sah erstaunt und traurig auf ihre kleine Tochter nieder.

„Du bist unartig,“ sagte sie, aber in einem Tone, dem die Ueberzeugung fehlte. „Entschuldige sie, Eduard.“

Er schien sie nicht gehört zu haben.

„Nun, wenn es dir gleichgültig ist —“ sagte seine Frau bitter. „Komm, mein Kind.“ Sie ergriff das kleine Mädchen bei der Hand und verließ das Zimmer.

An der Thür drehte sie sich halb um und sah ihren Mann fest an. Es war ein sonderbarer dunkler Blick, in welchem sich Verlangen und Abneigung seltsam mischten.

Dann schauderte sie in sich zusammen und schloß die Thür leise hinter sich.

Der Mann im Armstuhl verharrte in seiner Haltung, ohne dieselbe zu verändern; seine leer vor sich hin blickenden Augen waren aufs Feuer gerichtet, die Hände müßig im Schoß gefaltet.

Diese Stellung war ihm augenscheinlich eigen. Der Diener brachte Lichter, schloß die Türen, zog die Vorhänge zu und schürte das Feuer geräuschvoll, ohne jedoch seinem Herrn einen Verweis zu entlocken.

Eduard Arne war ein mustergültiger Herr, soweit Foster in Betracht kam. Er hielt Kisten mit Zigarren, rauchte aber nie eine, und doch mußte der Vorrat erneuert werden. Er machte sich nichts draus, was er aß oder trank, obgleich sein Keller so gut versehen war wie der eines Lebemanns, Foster wußte das ganz genau. Er mengte sich in nichts, er rechnete nie nach, er machte nie Mühe. Es ist wahr, sein Herr war nicht leutselig, er rebete ihn selten an und schien oft gar nicht zu wissen, daß er da war; aber dafür schalt er auch nicht, wenn das Feuer in seinem Studierzimmer aus war, auch beschränkte er Fosters Freiheit in keiner Weise. Er hatte eine bessere Stellung als Betty, Frau Arnes Kammermädchen, die oft mitten in der Nacht herbeigerufen wurde, um die Stirn ihrer Herrin mit kölnischem Wasser zu waschen, oder ihr langes Haar stundenlang zu kämmen, sie zu beruhigen.

Natürlich besprachen Foster und Betty ihre Stellen und zogen wenig schmeichelhafte Vergleiche zwischen der launenhaften Frau und dem Mustergatten.

Fräulein Graham erschreckte bei ihrer Heimkehr ihren Vater, der in seinem Studierzimmer hinter Papieren und Notizen aller Art vergraben saß, durch die Hektigkeit ihrer Umarmung.

„Warum so stürmisch?“ fragte der Arzt lächelnd und blickte auf. Er war ein für sein Alter jung aussehender Mann, seine schlanke, fehnige Gestalt, seine klare Gesichtsfarbe strahlten sein grau gesprenkeltes Haar lügen, wie auch die müden Linien um die Augen, die der Schärfe und dem Glanz des Blickes besonderen Reiz verliehen.

„Ich weiß selbst nicht,“ erwiderte sie, „du bist nur so frisch und so lebendig. Ich habe stets daselbe Gefühl, wenn ich von einem Besuch bei den Arnes zurückkomme.“

„Dann geh nicht hin zu den Arnes.“

„Ich habe die Frau aber so lieb, und du weißt, sie kommt nie zu mir. Nichts als meine große Zuneigung zu ihr kann mich veranlassen, ihr grabähnliches Haus zu betreten und mit ihrem Manne zu reden, der aussieht wie eine wandelnde Leiche. Heute kam ich aber doch davon, ohne ihm die Hand zu geben... Vater, ich möchte, du besuchtest Alice.“

„Ist sie krank?“

„Ich glaube nicht, daß sie eigentlich krank ist, aber ihre Blicke verursachen mir ein höchst unbehagliches Gefühl, und dann äußert sie so seltsame Dinge. Ich weiß nicht, ob sie dich oder den Pastor braucht, aber irgend etwas ist nicht in Ordnung bei ihr. Sie geht nie aus, ausgenommen zur Kirche; sie besucht niemand, und niemand geht zu ihr. Die Arnes geben nie Gesellschaften, und kein Mensch ladet sie je ein; ich kann es freilich den Leuten nicht verdenken, denn der bloße Anblick des Mannes, der wie ein Toter am Tische sitzt, würde jede Gesellschaft verderben. Sie ist immer allein.“

„Tagein, tagaus gehe ich zu ihr und finde sie am Feuer sitzen mit demselben müden, vor sich hin brütenden Ausdruck. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie eines Tages verrückt würde...“

Vater, was steckt eigentlich dahinter? Welches ist die Tragödie des Hauses? Ich bin überzeugt, daß es eine giebt. Und doch, obwohl ich die intime Freundin dieser Frau seit Jahren bin, weiß ich nicht mehr über sie als der erste beste Mann auf der Straße. Sie ist furchtbar unglücklich, so viel weiß ich.“

„Sie behält ihren Kummer für sich,“ sagte Graham, „dafür achte ich sie. Aber bitte, sprich keinen Unsinn von Tragödien. Alice Arne ist nervös krank, die Krankheit unserer Zeit, und sie ist eine sehr fromme Frau.“

„Das ist wahr, sie besucht Pastor Warrens Predigten mit großer Regelmäßigkeit. Ich möchte nur wissen, ob sie sich bei ihm über ihren abscheulichen Mann beklagt.“

„Abscheulich?“

„Ja, abscheulich.“ Fräulein Graham erschauerte dabei. „Ich kann ihn nicht ausstehen. Ich kann die Berührung seiner froschgleichen Hände und den Blick seiner Fischeaugen nicht aushalten. Sein nichts sagendes Lächeln bringt mir eiskalt in die Seele. Sage mal ehrlich, Vater, magst du ihn?“

„Mein liebes Kind, ich kenne ihn kaum. Seine Frau kannte ich seit ihren Kinderjahren, als ich noch auf der Schule war. Ihr Vater war mein Lehrer. Ich lernte ihren Mann erst vor sechs Jahren kennen, als sie mich zuzog, um ihn in einer sehr ernsten Krankheit zu pflegen. Davon spricht sie vermutlich nie? Nein? Es war ein ganz besonderer Fall! Ich kann mich um mein Leben nicht besinnen, wie er's gemacht hat, wieder gesund zu werden. Du brauchst den Leuten nichts davon zu sagen, denn es könnte meinem Rufe schaden, — aber ich hab' ihn nicht gerettet. Ich konnte mir in der That nie Rechenschaft darüber ablegen. Wir haben den Mann für tot gehalten.“

„Er könnte auch ebenfogut tot sein, wenn man bedenkt, wie wenig er leistet,“ sagte Esther verächtlich. „Ich habe ihn noch nie in meinem Leben ein paar Sätze hintereinander reden hören.“

„Und doch war er ein kluger junger Mann, einer der besten seines Jahrganges auf der Hochschule — sehr gesucht in der Gesellschaft — die arme Alice wollte ihn durchaus heiraten.“

„Was? Sie war wirklich verliebt in diesen geistlosen Menschen? Er kommt mir vor wie ein Haus, in dem ein Toter liegt — alle Vorhänge sind zugezogen — wie eine leere Schale — eine Hülse ohne Kern.“

„Nun, Esther, sei nicht nervös, um nicht zu sagen: thöricht! Du bist hart gegen den armen Mann. Er ist ein gewöhnlicher, alltäglicher, kaltblütiger Mensch, ein wenig beschränkt, ein wenig selbstfüchtig, wie die meisten Leute, die eine so schwere Krankheit durchgemacht haben, aber im ganzen ein guter Vater und ein guter Bürger.“

„Ja, und seine Frau fürchtet sich vor ihm, und sein Kind haßt ihn einfach!“ rief Esther mit Nachdruck aus.

„Unsinn,“ sagte Graham scharf; „das Kind ist, wie die meisten einzigen Kinder, verwöhnt, und der Mutter thut eine Veränderung oder irgend ein anregendes Mittel not. Ich werde, sobald es meine Zeit erlaubt, zu ihr gehen. Du aber geh jetzt und kleide dich um; hast du denn vergessen, daß Georg Graham zu Tische kommt?“

Nachdem sie fort war, machte sich der Doktor auf den Rand seiner Schreibmappe die Bemerkung: „Frau Arne besuchen“, dann aber wurde dieser Punkt durch die Gedanken an seine Arbeit ganz in den Hintergrund seines Gedächtnisses gedrängt.

Georg Graham war der Nefte des Doktors, ein hoch aufgeschossener, schwächlich aussehender, aber sympathischer Jüngling, voll sonderbarer Einfälle und Ideen.

Er war um mehrere Jahre jünger als Esther, die seinen halb wissenschaftlichen, halb romantischen Erzählungen über Dinge, die ihm im Laufe seines ärztlichen Berufes entgegentraten, gern zuhörte.

„Ich weiß um sehr seltsame Dinge,“ pflegte er geheimnisvoll zu sagen, „du würdest es nicht glauben.“

Er besah gerade eine Photographie auf dem Kaminsims, als sie eintrat, ihn zu begrüßen. „Sonderbar,“ murmelte er, während er sich nach ihr umwandte, „dieses Bild gleicht meiner kleinen Witwe.“

„Wer ist denn das, deine kleine Witwe?“ fragte Esther nach Tisch, als ihr Vater in sein Studierzimmer gegangen war und sie wie gewöhnlich allein mit ihrem Better zusammen saß.

Er lachte. „Du hörst gern von Erfahrungen, die mir mein Beruf bringt. Nun, sie interessierte mich wirklich,“ sagte er nachdenklich. „Sie war für mich sozusagen eine merkwürdige psychologische Studie; ich möchte, unsere Wege kreuzten sich noch einmal.“

„Wo triffst du sie denn, und wie heißt sie nur?“

„Ich weiß ihren Namen nicht, ich will ihn auch nicht wissen; für mich ist sie gar keine Person, sondern nur ein Fall. Ich kenne ihr Gesicht kaum, denn ich sah sie nur in der Dämmerung. Aber ich vermute, daß sie irgendwo in den Vorstädten lebt, denn sie war auf den Uferdamm herausgekommen mit einem Spikentuch auf dem Kopfe; sie kann folglich nicht weitab wohnen.“

„Wilst du mir nicht mehr von ihr erzählen?“

„Es war ungefähr vor drei Wochen, als ich um zehn Uhr den Damm entlang kam. Ich durchschritt das kleine Gebüsch, das du ja kennst, zwischen der Cheynepromenade und dem Flusse, als ich jemand bitterlich weinen hörte. Ich blickte hin und sah eine Frau auf einer Bank sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben, sie weinte. Sie that mir natürlich furchtbar

leid, und ich dachte, ich könnte vielleicht irgend etwas für sie thun, ihr ein Glas Wasser oder dergleichen holen. Ich hielt sie für eine Frau aus dem Volke; es war ja ganz dunkel. Daher fragte ich sie sehr höflich, ob ich nichts für sie thun könne, und dabei bemerkte ich ihre Hände, die sehr weiß und mit Diamanten geschmückt waren.“

„Es that dir wohl leid, daß du sie angerebet hattest?“ sagte Esther.

„Sie erhob den Kopf und sagte — ich glaube, sie lachte sogar: „Sie wollen mir wohl sagen, daß ich hier fortgehen soll?““

„Sie hielt dich für einen Polizisten.“

„Wahrscheinlich — wenn sie überhaupt dachte —, aber sie kam mir halb geistesabwesend vor. Ich sagte ihr, sie möchte warten, bis ich zurückkäme; dann lief ich zum nächsten Drogisten um die Ede und kaufte eine Flasche Riechsalz. Sie dankte mir und machte eine kleine Anstrengung aufzustehen und fortzugehen. Sie schien aber sehr schwach zu sein. Ich teilte ihr mit, daß ich Mediziner sei, und bat sie, sich noch eine Zeitlang auszuruhen. Dann sprach ich mit ihr.“

„Und sie mit dir?“

„Ja, ganz aufrichtig. Weißt du nicht, daß Frauen einen Arzt immer behandeln, wie wenn er nur einen Schritt von ihrem Beichtvater entfernt wäre, — ganz besonders — gar nicht, wie wenn er mit ihnen in dieselbe Kategorie gehörte? Es ist dies gerade nicht schmeichelhaft für uns als Männer, aber man hört doch so vieles, was man sonst nie erfahren würde. Schließlich erzählte sie mir ihre ganze Geschichte — natürlich in etwas verhüllter Weise. Es that ihr wohl, erleichterte sie; sie schien seit Jahren sich nicht so frei ausgesprochen zu haben, der Art und Weise nach zu urteilen, wie sie erzählte — die arme Frau.“

„Und das alles einem Fremden?“

„Einem Arzte. Die meiste Zeit wußte sie kaum, was sie sagte. Sie war natürlich nervös. Gott! was sie für Unsinn redete! Sie sprach von sich wie von einer Person, die heimge sucht, verfolgt wird von einem bösen Schicksal, das Opfer einer schrecklichen seelischen Katastrophe, verstehst du? Ich ließ sie ruhig weiter sprechen. Sie war völlig überzeugt von der Wirklichkeit eines Verhängnisses, das sie, wie sie sich einbildete, getroffen hat. Unsinn — natürlich, reiner, nervöser Unsinn, aber vom medizinischen Standpunkte aus höchst interessant.“

„Dann wurde es kalt — sie zitterte — ich schlug ihr vor, nach Hause zu gehen. Sie schrak zusammen und sagte: Wenn Sie nur wüßten, was für eine Erholung es für mich ist, wie ich mich weniger elend hier draußen fühle. Ich kann atmen — ich kann leben — es ist mein einziger Blick in die lebendige Welt... Ich lebe in einem Grabe... o, lassen Sie mich bleiben! Sie schien sich geradezu vor dem Nachhausegehen zu fürchten.“

„Wahrscheinlich hat sie jemand daheim, der sie einschüchtert.“

„Ich vermutete das; aber sie hatte keinen Mann. Sie erzählte mir, er sei vor Jahren gestorben. Sie hat ihn sehr geliebt, sagte sie...“

„Ist sie hübsch?“

„Hübsch? Das habe ich wirklich kaum bemerkt. Für mich ist sie, wie gesagt, ein Fall, keine Person. Uebrigens, ja, ich glaube, sie war hübsch; doch, überlege ich es recht, so war sie zu angegriffen, zu blutlos, um in dieser Hinsicht deinen Ansprüchen zu genügen.“

Esther lächelte.

„Nun, wir saßen etwa noch eine Stunde lang beisammen, bis es von den Türmen neun schlug; dann stand sie auf und verabschiedete sich, indem sie mir wie ganz selbstverständlich die Hand reichte, wie wenn unsere Begegnung, unsere Unterhaltung nichts Außergewöhnliches gewesen wäre. O, sie ist zweifellos irre! Es klang, wie wenn ein welkes Blatt über den Weg geweht würde, — dann war sie fort.“

„Fragtest du sie denn nicht vielleicht, ob du sie wiedersehen könntest?“

„Dann hätte ich die Gelegenheit zu sehr zu meinen Gunsten ausgebeutet.“

„Du hättest dich anbieten können, sie nach Hause zu begleiten.“

„Ich sah, daß sie das nicht wünschte.“

„Du sagst, sie war eine Dame; wie war sie denn angezogen?“ fragte Esther nachdenklich weiter.

„O, wie eine richtige Dame, in Schwarz — sie trug Trauer, glaube ich. Sie hat dunkles, welliges Haar, und ihre Augenbrauen bilden eine sehr schmale, schwarze Bogenlinie, das konnte ich auch in der Dunkelheit bemerken.“

„Welche Photographie hat dich denn an sie erinnert?“ fragte Esther plötzlich und führte ihn zu dem Kaminsims.

„Diese.“

„Alice Arne! Das kann doch nicht sein — sie ist ja nicht verwitwet, ihr Gatte lebt. Hat denn deine Bekannte Kinder?“

„Ja, eins; sie erwähnte es.“

„Wie alt?“
 „Sechs Jahre, glaube ich, sagte sie. Sie sprach von der Verantwortung, eine Waise zu erziehen.“
 „Georg, wie spät ist es?“ fragte Esther plötzlich.
 „Ungefähr neun.“
 „Möchtest du wohl noch mal mit mir ausgehen?“
 „Sehr gern; wohin wollen wir gehen?“
 „Nach der Sankt Martinskirche, die gar nicht weit von unserm Hause ist. Heute Abend ist ein besonderer Gottesdienst, und Frau Arne wird ihn sicher nicht verfehlen.“
 „Aber, Esther, welche Neugier!“
 „Rein, nicht bloße Neugier. Siehst du denn nicht, daß, wenn es meine Frau Arne ist, die sich so gezeigt hat, der Fall sehr ernst ist? Ich habe sie schon lange für krank gehalten, aber so schlimm doch nicht! — Wirst du sie wiedererkennen?“
 „Natürlich werde ich das, sie und ihre Augenbrauen.“

Esther wies auf eine Dame hin, die neben einem Pfeiler in der Haltung äußerster Frömmigkeit und Hingebung betete. Als sich dieselbe endlich von den Knien erhob und ihr verzücktes Gesicht der Kanzel zuwandte, von der aus der Pastor seine bewegliche Rede hielt, berührte Georg Graham den Arm seiner Cousine und bedeutete sie, den Platz in der äußersten Reihe der Andächtigen zu verlassen.
 „Das ist die Dame,“ sagte er, „das ist meine kleine Witwe!“

Memorandum: Frau Arne besuchen. Etwa sechs Wochen später kam dem Doktor diese Bemerkung in seiner Schreibmappe wieder vor Augen. Seine Tochter war verheiratet. Er hatte seit ihrer Abreise nichts wieder von den Arnes gehört, und doch hatte er ihr versprochen, hinzugehen. Er fühlte sich in seinem Gewissen beunruhigt.

Dennoch verging abermals eine Woche, ehe er Zeit fand, die Tochter seines alten Lehrers aufzusuchen. An einer Straßenecke traf er Frau Arnes Gatten und blieb stehen.

Die berufsmäßige Freundlichkeit eines Arztes ist oder sollte von persönlichen Sympathien und Antipathien unabhängig sein; in Graham's Gruß lag eine so wohlthuende Herzlichkeit, die eine entsprechende Wärme von Seiten Eduard Arnes hätte hervorrufen müssen.

„Wie geht es Ihnen, Arne? Ich bin auf dem Wege zu Ihrer Frau.“

„So? — ja!“ sagte Eduard Arne in einem Tone höflicher Zustimmung. Ein Strahl aus seinen blauen Augen ruhte vorübergehend auf des Doktors Gesicht, und in dem kurzen Augenblick bemerkte derselbe dessen unerträgliche Leere, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er Mitleid mit der Frau eines solchen Mannes.

„Sie gehen vermutlich nach Ihrem Klub? — ja? — Leben Sie wohl!“ sagte er rasch hinzu. Mit dem besten Willen von der Welt konnte er sich nicht überwinden, eine Unterhaltung mit Eduard Arne fortzusetzen; dieser hob seine Hand an seinen Hut zum Zeichen des Grußes, lächelte verbindlich und war fort.

„Er ist wirklich ein hübscher Mann,“ dachte der Doktor, während er ihm mit den Blicken die Straße hinterfolgte, und mit einer gewissen Neugierlichkeit, über die er sich so recht keine Rechenschaft ablegen konnte, beobachtete, bis Arne glücklich den Straßenübergang überschritten hatte; „aber er erkalte einen durch und durch. Man fühlt, wie die Lebenskraft sich zu den Fingerringen hinausschleicht, wenn man mit ihm spricht. Ich werde noch an Esthers thörichte Gedanken über ihn glauben. Ah, da ist ja das kleine Mädchen!“ rief er aus, als er in die Promenade bog, wo das Kind mit der Wärterin spazieren ging und lebhaft gewinkt hatte, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. „Das ist doch wenigstens Leben! — Wie geht's deiner Mutter, Mary,“ fragte er.

„Ganz gut, danke!“ war die Antwort des Kindes. Es fügte aber hinzu: „Sie weint; mich hat sie weggeschickt, weil ich sie anjah; ihr Gesicht war ganz rot.“
 „Lauf nur fort, lauf und spiele,“ sagte der Doktor erregt. Er stieg die Stufen zu dem Arneschen Hause empor und klingelte vorsichtig.

„Leider nicht zu —“ begann Foster im Tone einer höflichen Notlüge, hielt aber inne, als er den Arzt erkannte, der mit seiner Tochter zu den bevorzugten Gästen des Hauses gehörte. „Frau Arne wird Sie empfangen.“

Auf halber Treppe stand der Arzt still.
 „Frau Arne ist nicht allein?“ fragte er fragend.
 „Doch, Herr Doktor, sie ist ganz allein; ich habe eben den Thee hineingetragen.“

Doktor Graham's Zweifel waren rege geworden durch das Murmeln einer oder mehrerer Stimmen, die ihm aus der offenen Thür des an der Treppe gelegenen Zimmers entgegenklangen. Er stand still und horchte, während Foster dabei stand und einfach bemerkte: „Frau Arne spricht manchmal für sich, Herr Doktor.“

Es war die Stimme der Frau Arne, der Doktor erkannte sie jetzt; aber sie klang nicht wie die einer feilsch oder körperlich gekrankten Frau. In seinem Geiste strich er den Besuch aus der Reihe der bloßen Höflichkeitsbeweise, und bereitete sich auf eine halb berufsmäßige Untersuchung vor.

„Welchen Sie mich nicht,“ sagte er zu Foster und trat leise in den hinteren Salon ein, den eine schwere Gobelinportiere von dem Zimmer trennte, in dem Frau Arne saß, ein offenes Buch vor sich auf dem Tische liegend, aus dem sie anscheinend laut gelesen. Ihre Hände hatte sie dicht vor das Gesicht gedrückt, und als sie dieselben bald darauf entfernte und fieberhaft erregt Seite um Seite in dem Buch umblätterte, war die Rote ihres Gesichtes mit weißen Flecken bedeckt, da, wo sie ihre Finger hingedrückt hatte.

Graham fragte sich, ob sie ihn sähe, denn obwohl ihre Augen auf ihn zu blickten, so war doch kein Wahrnehmen in ihnen zu merken. Sie fuhr fort zu lesen, und es war der Wortlaut eines Gottesdienstes, der, vermischt mit leidenschaftlichen Unterbrechungen und manch einem fragenden Ausruf, sein erstauntes Ohr traf.

„Denn wie in Adam alle sterben! — alle sterben — ja, alle, es heißt alle! — Denn er muß herrschen... der letzte Feind, der besiegt werden muß, ist der Tod —“

Sie hielt inne und erhob den Kopf, und Graham trat einen Schritt vor.

„Tod, Tod — immer Tod! O, warum giebt es einen Tod? Und dann... Was sollen sie thun, wenn die Toten gar nicht auferstehen?“

„Gar nicht, niemals, niemals.“

„Ich sterbe täglich... täglich — nein, nein, man thut besser, es mit einem Male zu überwinden... tot, begraben — aus den Augen, aus dem Sinn... unter den Stein. Tote kommen nicht wieder... Weiter, weiter, schließe ab damit! Ich möchte die Erde auf den Sarg fallen hören und wissen, daß es vorbei ist.“

„Fleisch und Blut kann nicht Erde werden! O, was that ich? Was habe ich gethan! Warum wünschte ich es so glühend? Warum betete ich so inbrünstig darum? Gott erfülle meine Bitte.“

„Frau Arne!“ mahnte der Doktor.

„Was! Wo war ich denn? Ich habe es verloren... Wenn dies Vergängliche angezogen haben wird das Unvergängliche — Kann ich es denn ertragen? Ja, ich muß... Weiter! Staub zu Staub, Asche zu Asche, Erde zu Erde! — Ja, das ist's. Nach dem Tode, wenn auch Würmer diesen Leib zerstören —“

Sie warf das Buch beiseite und schluchzte krampfhaft. „Das war's, wovor ich mich fürchtete. Mein Gott, mein Gott! Dort unten in dem Dunkeln für immer und ewig! Ich konnte den Gedanken nicht ertragen! Mein Eduard! Und deshalb lehnte ich mich dagegen auf und betete und betete, bis... O, ich bin bestraft. Fleisch und Blut können nicht Erde werden! Ich hielt ihn hier zurück — ich wollte ihn nicht gehen lassen — ich wollte nicht — ich betete — ich versagte ihm ein christliches Begräbniß... Das that ich, o, das that ich... Wie konnte ich denn wissen?“

„Barmherziger Gott, Alice,“ sagte Doktor Graham, indem er vortrat, „was soll das heißen? Ich habe schon von Schulmädchen gehört, die für sich allein die Trauformel herfagen, aber die der Begräbnißliturgie!“

Er legte den Hut hin und sprach ernst: „Was haben Sie denn mit solchen Dingen zu thun? Ihr Kind ist gesund, Ihr Mann lebt und hier —“

„Und wer hielt ihn hier zurück?“ unterbrach ihn Alice Arne heftig.

„Sie thaten es,“ antwortete er schnell, „mit Ihrer Pflege und Ihrer Liebe. Ich glaube, daß die Wärme Ihres Körpers, während Sie in jener halben Stunde neben ihm lagen, seine Lebenswärme aufrecht erhielt, während die Thätigkeit des Herzens so außergewöhnlich ausfiel, daß wir ihn alle für tot hielten. Sie waren sein bester Arzt und haben ihn uns wiedergegeben.“

„Ja, ich war's — ich war es — Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß ich es war!“

„Nun,“ sagte er fröhlich, „seien Sie dankbar dafür. Legen Sie das Buch weg und geben Sie mir eine Tasse Thee. Mich fröstelt so.“

„O, lieber Doktor, wie gedankenlos von mir,“ sagte Frau Arne, die sich als wohlherzogene Frau bei dem kleinen Vorwurf, den er absichtlich ihrer Höflichkeit gemacht hatte, sofort zusammennahm. Sie wankte nach der Klingel und läutete, noch ehe er ihr zuvorkommen konnte.

„Noch eine Tasse,“ sagte sie ruhig zu Foster, der erschienen war. Dann setzte sie sich hin, über und über zitternd infolge des plötzlichen Zwanges, den sie sich auferlegt hatte.

„Ja, setzen Sie sich nur und erzählen Sie mir alles,“ sagte Graham gutmütig, während er sie scharf beobachtete.

„Da ist nicht viel zu erzählen,“ sagte sie einfach, mit dem Kopfe schüttelnd und ohne irgend welchen Grund die Tassen auf dem Brett hin und her schiebend.

„Es geschah vor Jahren, und jetzt kann nichts mehr daran geändert werden. Nehmen Sie Zucker?“

Er trank seinen Thee und führte das Gespräch fort, aber kein Thema, was er heranzog, schien sie zu fesseln. Gleichwohl sah er, daß eine Frage auf ihren Lippen schwebte, und er versuchte, sie dahin zu führen. Endlich kam sie.

„Lieber Doktor, sagen Sie mir,“ fragte sie zitternd, „glauben Sie, daß Gebete — böse, thörichte Gebete — erhört werden?“

Er nahm noch ein Butterbrot, ehe er antwortete.

„Nun,“ sagte er langsam, „es scheint kaum glaublich, daß jeder, der eine Stimme zum Beten hat, und Verstand genug, um sich unsinnige Bitten auszudenken, in die Harmonie des Universums sollte eingreifen dürfen. Wenn wir außerdem weitfichtig genug wären, den Erfolg unsrer Bitten vorausszusehen, so würden wenige von uns sich in die Weltordnung mischen.“

Frau Arne stöhnte.

Sie war eine eifrige Kirchengängerin, das wußte Graham, und da er in keiner Weise ihren Glauben untergraben wollte, sagte er nichts weiter, fragte sich aber im stillen, ob nicht eine zu strenge Auslegung irgend eines religiösen Dogmas des Pfarrers von Sankt Martin den Aufschluß zu ihrem Kummer geben könnte. Dann that sie eine andre Frage.

„Was?“ sagte er, „ob ich an Geister glaube! Ich will Ihnen glauben, wenn Sie mir sagen, daß Sie einen gesehen haben.“

„Sie wissen ja, Doktor,“ fuhr sie fort, „ich fürchtete mich immer vor Geistern, vor unsichtbaren Dingen. Ich mochte nichts darüber lesen, ich konnte den Gedanken nicht aushalten, daß einer, den ich nicht sehen konnte, mit mir im Zimmer war. Ein Spruch hing in meinem Zimmer, der mich immer in Furcht versetzte: „Du, Herr, siehest mich! Ich fürchte mich davor, ob ich unrecht gethan habe oder nicht. Aber nun“ — und sie schauderte zusammen — „glaube ich, daß es schlimmere Dinge als Geister giebt.“

„Nun, was denn für Dinge?“ fragte er gutmütig.

„Geister?“

Sie beugte sich vor und legte ihre heiße Hand auf die seinige.

„O Doktor, sagen Sie mir, ob ein Geist — ohne den Körper, an dem wir ihn kennen — schrecklich ist; was von einem Körper — ihre Stimme sank zu einem Flüstern — „ein Körper — ohne Sinne — allein — auf diese Erde geworfen — ohne Geist?“

Sie beobachtete ängstlich sein Gesicht.

Er war halb geneigt, über die Abenteuerlichkeit des ihm vorgehaltenen Bildes zu lachen, halb fühlte er das äußerste Unbehagen bei dieser traurigen Scene. Er sehnte sich danach, der Unterhaltung eine fröhlichere Wendung zu geben, und doch wollte er Frau Arne nicht beleidigen, indem er zu jäh abbrach.

„Ich habe schon von Leuten gehört, die Körper und Geist nicht zusammenhalten konnten,“ antwortete er endlich, „aber ich weiß von keinem Fall, wo je eine solche Scheidung wirklich vor sich gegangen wäre. Und wenn wir nur die Theorie eines seelenlosen Körpers annehmen, in wie ungezwungener Weise erklärt sich dann die Menge der unsympathischen Menschen, die in der Welt umherwandern.“

Der bittende Blick ihrer Augen schien die Spitze seines unangebrachten Scherzes abzuwenden zu wollen. Er verließ seinen Platz und setzte sich auf das Sofa neben sie.

„Armes Kind! Sie sind krank, übermäßig aufgeregter. Was ist Ihnen denn? Erzählen Sie es mir doch,“ fragte er sanft und teilnahmenvoll, wie es nur der Vater, den sie früh verloren hatte, hätte thun können. Ihr Kopf sank an seine Schulter. „Sind Sie unglücklich?“

„Ja.“

„Sie sind zu viel allein. Bitten Sie doch Ihre Mutter oder Ihre Schwester, Sie zu besuchen.“

„Sie wollen nicht kommen,“ klagte sie. „Sie sagen, das Haus hier sei wie ein Grab.“

„Was für ein Unsinn! Ihre verständige Mutter hat sicher so etwas gar nicht gemeint. Aber Sie müssen Leute sehen. Es ist zu schade, daß Esther jetzt verreist ist. Hatten Sie heute Besuch?“

„Nicht eine Menschenseele hat seit drei Wochen meine Schwelle überschritten.“

„Das müssen wir alles ändern,“ sagte der Doktor in bestimmtem Tone. „Unter dessen müssen Sie sich aufraffen. Was! Sie brauchen weder an Geister noch an Gräber zu denken, Sie brauchen nicht traurig zu sein, Sie haben Ihren Mann und Ihr Kind!“

„Ja, ich habe mein Kind.“

Der Doktor legte die Hand auf die Schulter der Frau und schob sie ein wenig von sich. Er glaubte jetzt den Grund ihres Kummers gefunden zu haben, — einen alltäglicheren, als er vermutet hatte.

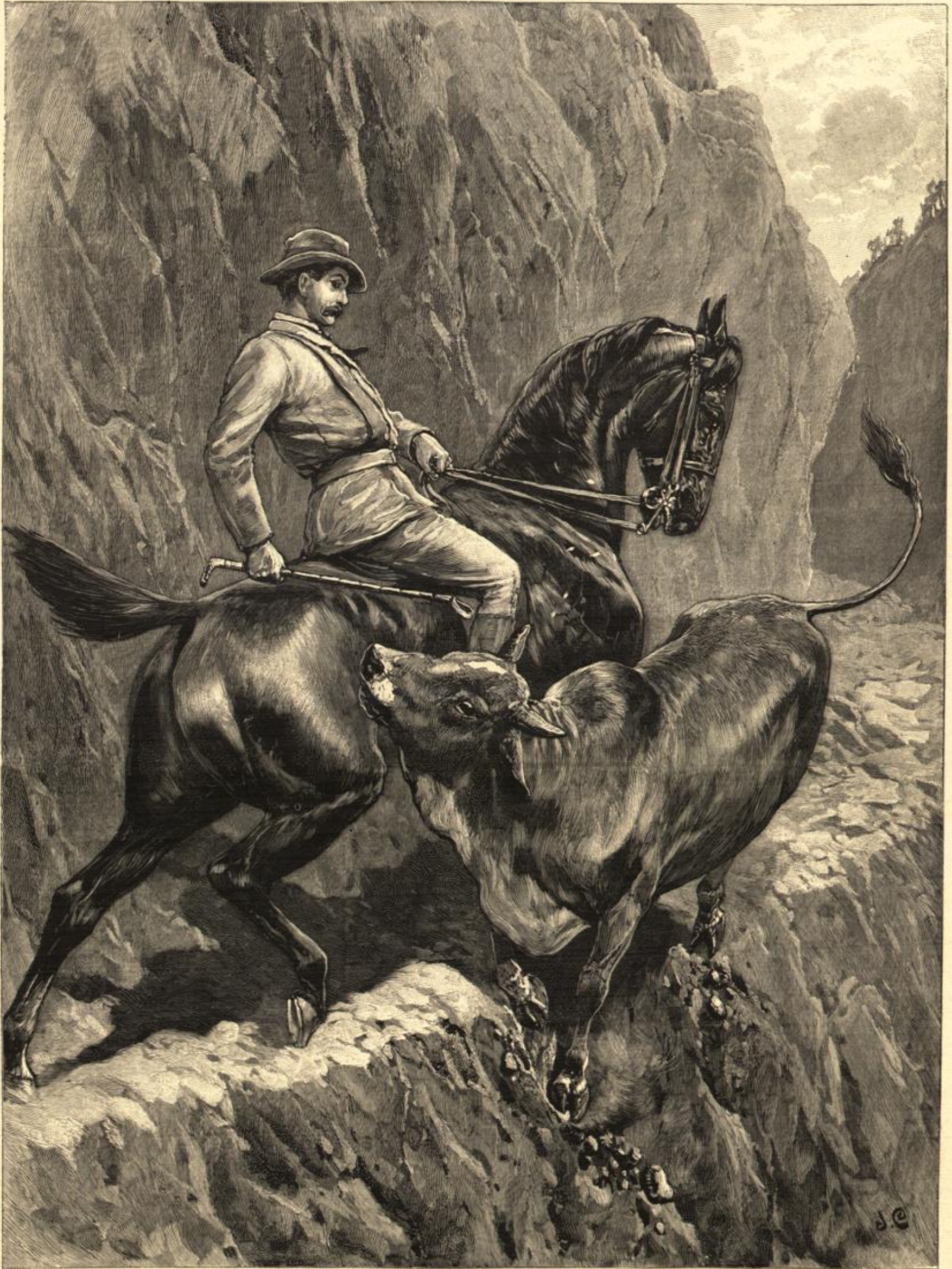
„Ich habe Sie seit Ihren Kinderjahren gekannt, Alice; sagen Sie mir, lieben Sie Ihren Mann?“

„Ja.“



Erster Waffengang. Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann.

Photographie-Bild von Franz Seifert in München.



Das Recht des Stärkeren. Ein Reise-Abenteuer auf Ceylon. Zeichnung von John Charlton.

Es war, als ob sie wichtige, einleitende Fragen von der Zeugenbank aus beantwortete. Dennoch sah er an der gespannten Erregung ihrer Augen, daß er zu dem Punkte gekommen war, den sie fürchtete, aber doch vorzubringen wünschte.

„Und er liebt Sie?“

Sie schwieg still.

„Nun, wenn Sie sich lieben, was wollen Sie denn noch? Warum sagen Sie denn in so thörichter Weise, daß Sie nur Ihr Kind hätten?“

Sie schwieg noch immer.

„Sagen Sie mir, haben Sie kürzlich eine kleine Meinungsverschiedenheit gehabt? Vielleicht etwas, was durch ein paar Worte wieder ins Geleise gebracht werden könnte? Ist denn irgend eine — kleine Erkältung, irgend eine — vorübergehende Entfremdung zwischen Ihnen?“

Er war kaum vorbereitet auf den Ausdruck eines wie wahnwitzigen Gelächters aus dem Munde der ersten Frau, die dabei aufstand und vor ihn trat. Das ganze Blut ihres Körpers schien für den Augenblick in ihre sonst sehr blassen Wangen zu strömen.

„Kälte? Vorübergehende Entfremdung? Wenn das alles wäre! O, sind denn alle außer mir blind? Ob etwas zwischen uns gekommen ist? Die ganze Welt liegt zwischen uns, all das, was diese Welt von der andern unterscheidet!“

Sie setzte sich neben den Doktor und flüsterte ihm ins Ohr, und ihre Worte waren wie ein heißer Hauch aus der Feuertiefe einer Seele.

„O, lieber Doktor, ich habe es sechs Jahre lang getragen, und ich muß sprechen. Keine andre Frau hätte ertragen, was ich ertragen habe. Und ich liebte ihn so, Sie wissen nicht, wie ich ihn liebte. Das — das war mein Verbrechen.“

„Verbrechen?“ wiederholte der Doktor.

„Ja, Verbrechen! Es war gottlos, sehen Sie das nicht ein? Aber ich bin dafür bestraft. O Doktor, wenn Sie wüßten, was für ein Leben ich führe! Hören Sie mich an, ich muß es Ihnen sagen. Verbunden zu sein mit einem ... Zuerst — ehe ich es wußte — wenn ich meine Arme um seinen Hals schlang, und er dies nur duldete — dann kam es mir zum Bewußtsein, was ich tust. — Das ist genug, um eine lebendige Frau in Stein zu verwandeln — und ich lebe doch noch, wenn ich es auch manchmal vergeße. Ich bin doch lebendig, obgleich ich in einem Grabe lebe. Denken Sie nur, was das heißt, sich jeden Abend zu fragen, ob man den nächsten Morgen erleben wird, sich jeden Abend in ein offenes Grab zu legen, den Tod in jeder Ecke — in jedem Zimmer zu riechen — den Tod einzusatmen — ihn zu berühren.“ Ihre Stimme erhob sich zu einem Schrei. „Sie können Mary fragen, sie weiß es auch, sie fühlt es.“

„Fort, Mary!“ rief Graham dem erschrockenen Kinde zu, das in dem Augenblicke mit der Wärterin in der Thür erschienen war.

Frau Arne sank auf den Fußboden nieder, ihre Worte erstarben in einem unverständlichen Gemurmel, während sie das Bewußtsein verlor.

Die letzten vernünftlichen Worte aber, die sie gesprochen hatte, während das entsetzte Kind sich umwandte und die Treppe hinuntereilte, schienen Graham die Grenze des Wahnsinns überschritten zu haben.

„Das Kind weiß es, sie will ihn nie küssen; sie weiß, daß sie keinen Vater mehr hat. Ihr Vater starb, ehe sie geboren wurde, an dem Tage, da ich den Gatten verlor!“

„Lassen Sie ihn nicht zu mir kommen! Lieber Doktor, lassen Sie ihn nicht zu mir!“ rief sie angstvoll, während sie sich unruhig auf dem Bett hin und her wälzte, wohin er sie getragen hatte. „Ich kann nicht wieder gesund werden, wenn Sie ihn hierher bringen.“

„Nein, nein,“ sagte ihr Graham immer wieder, „verlassen Sie sich auf mich, er darf dies Zimmer nicht betreten, bis Sie ihm die Erlaubnis dazu geben.“

„Das werde ich nie thun. Ich will ihn nie, nie wiedersehen! Nicht wahr, ich brauche nicht? Lassen Sie ihn unten bleiben, ganz unten ... im Dunkeln ... er soll nicht kommen und die Lebendigen stören ...“

Dem Doktor fiel ein, daß Eduard Arnes Studierzimmer im Erdgeschoß des Hauses war, und daß er dort oft im Dunkeln saß. Doch paßte ihre grausame Rede nicht ganz zu seiner Deutung.

„Was hat er Ihnen denn gethan, Alice?“ fragte er sanft.

„Nichts, gar nichts, ich that alles. Meine Schuld war es. Ich beging einen Fehler ... Man sollte nie in das Schicksal eingreifen. Aber ich bereue ... Ich möchte mein Gebet zurücknehmen ... Ich möchte, daß Gott es zurücknähme. Er weiß alles am besten ... Es ist eine Zeit geboren zu werden und eine Zeit zu sterben ...“

„Sie hat mir neulich nicht die Wahrheit gesagt,“ dachte Graham. „Sie hat einen langen Streit mit ihrem Manne gehabt, der so ernst war, daß er ihren Verstand vorübergehend gestört hat!“

„Ich habe meinen Patienten verloren,“ schrieb Doktor Graham eine Woche später einem Kollegen. „Ich nenne Eduard Arne meinen Patienten, obgleich er in Wirklichkeit der seiner Frau war. Es war mir bis jetzt nie so klar geworden, was eine gute, liebevolle Frau für ihren Mann thun kann. Solche Wunder, wie wir Aerzte sie gar nicht versuchen können zu unternehmen. Und der Beweis hierfür ist, daß von dem Augenblicke an, da sie krank wurde — es war vor drei Tagen —, er anfangs hinzuschwinden, bis er endlich aus dem Leben schied; gerade wie die kleinen Häufchen verkohlter Asche irgend eines Gegenstandes, die man aufs Feuer geworfen, und die ihre Gestalt behalten, bis man sie anrührt und sie in Nichts zerfallen. Der Diener fand ihn vor drei Tagen tot im Sessel. Es war, so sagt er mir, gar kein Vorbote, gar kein Anzeichen irgend einer ernstlichen Krankheit aufgetreten. Und doch machte ich mir Vorwürfe, denn obwohl ich jeden Tag in dem Hause war, habe ich ihn gar nicht gesehen. Es wurde mir nie nahegelegt, daß ich es thun sollte. Er war ein zarter Mann, wie Sie ja auch wissen, aber er war doch nicht gerade kränklich. Ich hielt es für sicher, daß er seine besondere Diät habe und die einfachen Gesundheitsvorschriften befolge, die ich ihm vor Jahren aufgesetzt hatte, selbst wenn seine Frau nicht da war, um darüber zu wachen. Man kann doch wohl erwarten, daß ein Mann, der wie er vor sechs Jahren mit genauer Not dem Tode entgangen war, für gewöhnlich vorsichtig ist. Er scheint aber unfähig gewesen zu sein, sich selbst zu pflegen, und als das plötzliche Krankwerden seiner Frau ihn ihrer Fürsorge beraubte, war es mit seiner Lebenskraft aus, und er starb.“

„Ich ängstige mich um seine Frau. Die arme Alice Arne ist seit Monaten, vielleicht sogar seit Jahren, auf der andern Seite der Linie gewesen, die den gesunden Verstand vom Irren trennt. Sie hatte seit kurzem eine unnatürliche Abneigung gegen ihren Mann an den Tag gelegt, die mit ihrer früheren leidenschaftlichen Hingebung an seine Person gar nicht in Einklang zu bringen war. Diese Abneigung rührt von einer Hallucination her, die sie ergriffen hat, und die in Verbindung steht mit seiner wunderbaren Genesung vor sechs Jahren von einer anscheinend tödlichen Krankheit.“

„Soweit ich aus ihren unzusammenhängenden Reden schließen kann, scheint sie das Opfer einer eigentümlichen Einbildung zu sein. Sie wähnt tatsächlich, eine Strafe zu erleiden für ein gottloses Gebet. Sie glaubt, daß ihres Mannes Genesung wie sein ganzes Leben nachher die Folge davon war, daß Gott ihre Bitte gewährt hatte, eine Bitte, die dem Buchstaben nach, aber nicht im Geiste erfüllt wurde — an jenem Tage vor sechs Jahren, als er für tot gehalten worden war. Nichtsdestoweniger würde der Laie sie nicht für irre ansehen. Es ist eine fixe Idee, die Folge einer furchtbaren Erschütterung. Eine völlig klar zu Tage tretende Störung der Nervenzentren liegt nicht vor.“

„Ich behandelte Arne, wie Sie ja wissen. Ich hielt damals seine Krankheit für einen höchst außergewöhnlichen Fall, aber seine Genesung lag ganz innerhalb der Grenzen der medizinischen Wissenschaft, obgleich sie dieselben in ungewöhnlichem Grade dehnte.“

„Diese Hallucination ist die Ausgeburt einer durch Kummer überreizten Einbildungskraft, die dennoch auf einer wissenschaftlichen Basis, einer Thatsache beruht, — eine Thatsache, die sonderbar genug ist, um sie der wissenschaftlich ungeschulten Frau als Wunder erscheinen zu lassen — nämlich: diese sonderbare Aufrechterhaltung ihres Gatten. Sie glaubt, daß sich sein Geist in der That vom Körper trennte und nie in denselben zurückkehrte, aber daß ihr inbrünstiges Gebet erhört wurde, nämlich so, daß, obgleich der Geist für immer schied, der Körper auf der Erde zurückblieb und sie mit einem Leben im Tode täuschte. Während der letzten sechs Jahre ihres Beisammenlebens war er ihrer Meinung nach überhaupt kein menschliches Wesen, sondern eins einer neuen Art, nicht ein entkörperter Geist, sondern (wenn ich ein neues Wort dafür schaffen darf) ein entgeisteter Körper.“

„Als ich ihr mitteilte, daß ihr Gatte tot sei, war sie weder erregt noch überrascht. Es war, als hätte sie es erwartet. Sie saß am Fenster in ihrem Zimmer und nähte. Sie zog die Nadel heraus, ehe sie antwortete; dann erhob sie ihre Augen zu mir und sagte: „Zur Ruhe, zur Ruhe! — Wohl ihm und mir; ich hätte es nicht länger ertragen. — Gott hat mich gestraft — ich bete keine thörichten Gebete mehr!““

Ländliche Musikprobe.

(Bild S. 377.)

Ein richtiges „Orchester“ zusammenzubringen, so was ist in der Stadt keine allzuschwere Aufgabe, da finden sich die nötigen „Kräfte“ leicht; ganz anders aber verhält es sich auf dem Dorfe. Er hat sie doch zusammengebracht, der alte Kantor, den wir da auf unserm Bild mit hochgeschwungenem Taktstock und nach-

drucksvoll begleitender Hand vor uns sehen. Sein Dirigententum wird ihm jedoch nicht leicht gemacht; denn hier ist jeder voll erfüllt von seinem eignen Können. Jede Korrektur verursacht eine mißliebige Miene, jeder Tadel ist eine persönliche Beleidigung. Der „Voll-Martin“ gar, der hat „schon vor ganz andern Herrschaften geblasen“; es wird „jetzt auch recht sein“, trotz gewisser zugerufenen „Fis und Gis!“ — Schließlich aber kommt der Tusch doch glücklich zu stande, der dem Landesherren gebracht werden soll bei seinem demnächstigen kurzen Anhalten, und der hohe Herr, „voller Guld, hört auch das an mit Geduld“.

28.

Köln am Rhein.

(Bild S. 380 u. 381.)

Unser Bild, die Holzschnittwiedergabe einer der berühmten Radierungen Bernhard Rappels, stellt den am meisten charakteristischen Teil von Köln dar. Im Hintergrunde der Dom, dessen grandiose Maffen, von einem leichten Luftschleier umhüllt, nur um so gewaltiger erscheinen. Einzelheiten des Baues sind kaum erkennbar, aber gerade deshalb wirkt dieses vollkommenste, reinste und gleichsam typische Werk der deutschen Gotik so erhaben, so edel in seinen unergleichen, himmelanstrebenden Umriffen. Und ist er nicht uns allen schon einmal so erschienen, verdämmert von dem Dunst der gewerblichen, verkehrreichen Stadt? Ist es nicht, als ob der kalte Sandstein, wenn die warme, feuchte Luft an ihm emporsteigt, selbst einen leichten Rebel um sich erzeugte, der eine feuchte Hülle um die reichgegliederten Formen breitet? Wie kräftig aber hebt sich gegen den grauen Koloss die scharf von der Sonne beschienene Kirche Groß-Sankt Martin ab, dieses ganz anders geartete, jüdische romanische Bauwerk mit seinen Fensterrofen, Rundbogen und Säulengalerien! Eine solche Zusammenstellung zweier ganz verschiedener Architekturen führt uns auch sofort den Gegenlag der geschichtlichen Epochen vor Augen, aus denen sie hervorgegangen sind.

Doch um diese beiden klassischen Zeugen kirchlichen Sinnes aus alter Vergangenheit tobt das geschäftige Treiben der Gegenwart. Auf dem vielumstrittenen und vielbesungenen Strom, an dem einst die Römer ihre Colonia anlegten, und der noch heute die Hauptschlagader des Landes ist, tummeln sich Rähne und Schiffe mit fleißigen Menschen. Aus dem Schlot des Dampfers „Bismarck“ drüben am Quai wirbelt eine Rauchsäule empor, denn er harret der Ballen, die in den Speichern lagern, und hoch über den breiten Fluß hinweg leitet die mit der Reiterstatue des Kaisers Wilhelm gezielte Sitterbrücke den Landverkehr nach dem Zentralbahnhof, dessen Tonnendach hinter dem Dom noch sichtbar wird. Ganz zur Linken aber ragt über das Gewimmel der Geschäftshäuser der Turm des Rathauses hervor. So weh der Künstler Vergangenheit und Gegenwart, Kunst und Gewerbe, Kirchentum und Bürgertum, also alles, was charakteristisch für Köln ist, auf seinem Bilde zu kräftigem Ausdruck nebeneinander zu stellen.

Erster Waffengang.

(Bild S. 384.)

Der Van Thaddäus Simkiewicz, Wachtmeister in der Leibgarde Seiner Majestät des Königs von Polen, ist heute ganz besonders gut aufgelegt. Und warum sollte er auch nicht? Es ist ein strahlend heiterer Sonntagmorgen, er hat dienstfrei, und der — natürlich geschmuggelte — Rheinwein, den der Wirt „zum Rautenkrantz“ in seinem Wirtshaus vor dem Petershagensthor zu Danzig an seine allgetreuesten Kunden verzapft, räumt wie Balsam durch die allzeit trockene Kehle. Pallast abgeknallt, Gut und Wandelier in die Ecke, dann geht das Bechen noch viel leichter von statten, und die beiden Rumpfe, deren rote Nase zeigt, daß sie in ihrem Leben wenig mit dem Wasser sich befreundet haben, sind ihm mader befeßlich, dem feineren Krug auf den Grund zu schauen. Aber die beschauliche Thätigkeit wird plötzlich gestört; der kleine Wirtshaus ist ein lebhafter Bewunderer des kriegerischen Schmucks; er konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich den mächtigen Federhut auf den Kopf zu stützen, das breite Wandelier umzuhängen, und hat es sogar fertiggebracht, den Pallast zu ziehen. Das laute Gelächter der andern macht den Wachtmeister auf die komische Vermummung aufmerksam, und gutgelaunt nimmt er die Herausforderung an und fängt die ungeheuren Hiebe des Büschels mit dem Stod auf, — der eine Eisenhandschuh schüttelt ihn ja für den schlimmsten Fall. Belustigt schaut die ganze Gesellschaft dem harmlosen Waffengang zu; selbst die bühliche Kellnerin und der flotte Patrizier unterbrechen ihre eifrige Zwiesprache, um dem drohenden Auftritt ihre Aufmerksamkeit schenken zu können.

— h.

„Das Recht des Stärkeren.“

(Bild S. 385.)

Es ist dies ein gewalttames, ein brutales Recht, so alten Datums aber wie die Menschheit; vor dem Richterstuhl der Humanität wird es nicht immer Geltung finden, immer aber vor dem der zwingenden Notwendigkeit, vor dem des „Entweder — oder“!

In diesem gebieterischen Falle befand sich — unsere Illustration veranschaulicht eine wirkliche Begebenheit — jüngst ein englischer Reisender, der die Gebirgsgegenden Ceilons durchforstete. Auf heilem, schmalem Felsenpfade trat ihm unversehens einer jener einheimischen wilden Bullen entgegen, mit trotzig gehocktem Haupt den Weg sperrend. Da blieb nichts übrig als ein kurzentschlossener mutig Vorwärt! Ein sporngewaltiger Druck des Reiters — ein verständnisvoll kräftiger Fußschlag seines edeln Tieres — und das Geschick des Gegners war erfüllt, der Weg frei!

29.

Was gibt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Die Gattin des Prinzen Oskar von Schweden, des jüngsten Sohnes des Königs Oskar, der sich mit der Engländerin Gräfin Kunz verheiratete und seitdem den Namen Graf Wisborg führt, bildet sich gegenwärtig in London als Krankenpflegerin aus. Der Prinz gedenkt in einigen Monaten nach Westafrika zu gehen, um als Missionar tätig zu sein, während seine Gattin dort ein Krankenhaus errichten will.

Eine Abordnung der naturwissenschaftlichen Sektion der philosophischen Fakultät der Universität München überreichte neulich auf Grund eines Fakultätsbeschlusses der Prinzessin Theresie von Bayern das Diplom als Ehrendoktor der Philosophie. Die Prinzessin hat bekanntlich Beschreibungen ihrer Reisen nach Russland, Brasilien und so weiter verfaßt.

Militär.

Ein interessantes Vorkommnis aus dem Feldzuge von 1866 befiel das 6. Ostpreussische Infanterieregiment Nr. 43 in Königsberg i. Pr. Es ist dies eine Trommel, die im Krieg von 1866 mit einem vierrädrigen Wägelchen von der 11. Compagnie des genannten Regiments bei Trautenau erobert wurde. Der Hund, der den Wagen mit der Trommel zog, wurde im Gefecht erschossen. Das Regiment erhielt von König Wilhelm I. die Genehmigung, die große Trommel zu benutzen, und führt die von einem Hunde gezogene große Trommel noch jetzt bei Paraden und beim Aufziehen der Wache mit sich. Die Trommel, gezier mit dem österreichischen Doppeladler, ruht auf einem Wägelchen, das von einem großen Hunde gezogen wird. Kein anderes preussisches Regiment kann sich eines ähnlichen Stücks rühmen, das jedesmal, wenn das Regiment außerhalb seiner Garnison sich sehen läßt, allgemeines Erstaunen hervorruft.

Länder- und Völkerkunde.

Die jüngste deutsche Großstadt ist Mannheim. Die Einwohnerzahl der Stadt betrug am 1. Januar 1898 nach den Aufstellungen des dortigen statistischen Amtes 107 468. Hier von entfallen 7204 auf die vor Jahresfrist einverleibten Vororte Waldhof und Alstertal, so daß die eigentliche Stadt Mannheim allein bereits über 100 000 Einwohner zählt. Die Zunahme der Mannheimer Bevölkerung betrug im letzten Jahre 4,75 Prozent gegen 3,4 Prozent in den Vorjahren.

Verkehr, Handel, Industrie.

Der Verwaltungsrat der Schweizerischen Nordostbahn hat den Beschluß gefaßt, die Gültigkeit der Rückfahrkarten auf zehn Tage zu erhöhen und ein Generalabonnement nach Art desjenigen Württembergs einzuführen. Beide Einrichtungen sollen mit Beginn des nächsten Sommerfahrplans in Kraft treten.

Warum ist der Edamer Käse rot? Sehr oft mag man sich beim Anblick der färbelunden Edamer Käse schon die Frage vorgelegt haben, weshalb diese Lederbissen rot gefärbt sind. Nun, es war den betrieblamen holländischen Kaufleuten lediglich darum zu thun, ihre schmackhafte Ware auch äußerlich recht appetitlich zu machen. Den roten Farbstoff lieferte ihnen Südafrika. Dort liegt ein blühendes Kamens Bidouier, und sein Thallweg ist dicht bewachsen mit Croton tinctorium, einer Pflanze, die unserer Wolfsmilch verwandt ist und rote Farbe liefert. Alljährlich holt ein holländisches Schiff eine Schiffsladung der seltenen Pflanze, und dann werden die Käse gefärbt. So liefert der sonnige Süden dem nebligen Norden die rote Farbe der Edamer Kugelfäse.

Unterrichtswesen, Gesundheitspflege.

Welche Gymnasien in Holland. Nach dem Bericht des niederländischen Unterrichtsministeriums besuchen in diesem Winterhalbjahre 109 junge Mädchen die öffentlichen Gymnasien,

und zwar verteilen sie sich auf 21 Lehranstalten. Von der Einrichtung besonderer Mädchengymnasien hat die Regierung Abstand genommen, da die Zulassung von Mädchen zu den oberen Klassen der allgemeinen Gymnasien bis jetzt keinerlei Unzulänglichkeiten ergeben habe.

Die Krankheitsübertragung durch Bücher der Volksbibliothek zu verhindern, hat eine englische Gemeinde folgende Anordnung getroffen: „Die Gesundheitsbeamten benachrichtigen die Bibliotheksbeamten sofort von jeder in dem Bezirk vorkommenden ansteckenden Krankheit. Es wird dann ermittelt, ob sich in der betreffenden Wohnung oder bei gefährlichen Krankheiten in dem betreffenden Hause ein Benutzer der Bibliothek befindet. Die von demselben entliehenen Bücher werden mit der Anweisung zurückgefordert, daß sie direkt an das Gesundheitsamt abzuliefern seien; hier werden sie desinfiziert und gelangen somit erst nach der Entgiftung in die Bibliothek zurück. Neue Entlehnungen von Büchern an die Bewohner eines solchen Hauses werden erst nach Einreichung eines Gesundheitsattestes der zuständigen Gesundheitsbehörde bewilligt.“

Warnungstafel.

Folgende Warnungen veröffentlicht der „Reichs-Anzeiger“: In deutschen Blättern werden von E. Walker, 2 Hastings Street, Kings Cross, in London W. C. Geldanfragen an ehrbare Leute gegen Unterschrift angeboten. Diese Anzeige geht von derlei Schwindlergesellschaft aus, die im Sommer vorigen Jahres gleiche Anzeigen unter dem Namen L. Hue, 6 Hastings Street, in holländischen Blättern veröffentlicht hat, und vor der bereits in der Nr. 213 des „Reichs-Anzeigers“ gewarnt worden ist. — Neuerdings verendet eine Antwerpener Firma, die sich „Kommanditgesellschaft Th. Reijer & Co.“ nennt, Preislisten nach Deutschland, in denen sie verzinste Wertpapiere und Schuldverschreibungen gegen monatliche Teilzahlungen zum Kauf anbietet. Nach den eingezogenen Erkundigungen handelt es sich hierbei um die Fortsetzung eines Schwindelunternehmens, das ein gewisser Adam Nolsberger in Gemeinschaft mit einem Georg Dilles ebenfalls von Antwerpen aus unter den Firmen „Antwerpener Kommanditgesellschaft“ und „Internationale Bank, Antwerpen“ betrieben haben, und vor dem bereits in der Nr. 22 des „Reichs-Anzeigers“ vom 26. Januar vorigen Jahres gewarnt worden ist. Größte Vorsicht anempfohlen!

Entscheidungen.

Die unsre Gerichte seit längerer Zeit beschäftigende und die Jägerkreise sehr interessierende Frage, ob der Storch zu den jagdbaren Tieren zu rechnen ist, wurde neulich vom Oberlandesgericht zu Braunschweig bejaht. Ein Rittmeister a. D. hatte zwei Störche geschossen, da diese Tiere wegen ihrer großen Anzahl seiner Jagd erheblichen Schaden zufügten. Er erhielt einen Strafbefehl, den das Schöffengericht bestätigte, während das Landgericht auf Freisprechung erkannte. Die von der Staatsanwaltschaft eingelegte Revision wurde vom Oberlandesgericht verworfen.

Kunst und Literatur.

Der Ausschuss für deutsche Nationalfeste ist rege am Werk, diesen schönen Gedanken im Jahr 1900 zum ersten Male zu verwirklichen. Es handelt sich dabei bekanntlich um eine Veranstaltung, die, ähnlich den olympischen Spielen des alten Griechenlands, periodisch wiederkehrend, mit der Schaukellung turnerischen und geistigen Wettbewerbs den Ausdruck der Volksgemeinschaft aller Deutschen, auch der außerhalb der Reichsgrenzen, verbinden soll. Ueber den Gang der umfangreichen Vorbereitungsarbeiten unterrichten die Mitteilungen und Schriften des Ausschusses, die unter dem Titel „Deutsche Nationalfeste“ in manchen Zwischenräumen erscheinen. (Verlag von R. Oldenbourg, München.)

Briefkasten.



Nachdem in „Meber Land und Meer“ der hochinteressante Roman „Stechlin“ von Theodor Fontane zum Abschluss gelangt ist, beginnt nunmehr ein neuer großer Roman unter dem Titel „Von jarter Hand“ von Johannes Richard zur Regende zu erscheinen, der mit seinem letzten, in demselben Journal veröffentlichten Werke „Quitt!“ sich sofort einen ersten Platz unter den Schriftstellern gesichert hat. — Die „Deutsche Romanbibliothek“ veröffentlicht einen Berliner Roman „Die Frau Kat“ von Paul Oskar Höpfer, sowie die Erzählung „Pour passer le temps“ von H. von Beaulieu. Das erste Heft beider Zeitschriften (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

Gottlieb S. in Rürnberg. Wapen der wichtigsten Städte Europas. 12 Tafeln. Leipzig, R. Kuhl. M. 4.—. Ein Wapenbuch speziell deutscher Städte ist uns nicht bekannt.

H. R. D. in Bannenburg. R. Die Rückkehr nach Deutschland — gleichviel, in welcher Absicht diese Rückkehr erfolgt oder wie lange sie dauert — vor zurückgelegtem 45. Lebensjahre würde zur Folge haben, daß Betreffender sofort zur Auslieferung seiner Dienstzeit beim Militär eingezogen würde und außerdem die bereits über ihn verhängte Strafe (150 Mark bis 3000 Mark oder Gefängnis von einem Monat bis zu einem Jahr) zu verbüßen hätte. Die Verjährung der Strafe beginnt mit der Rückkehr nach Deutschland und dauert fünf Jahre.

J. R. S. in Schwab. 1. Urbanitzky, „Das elektrische Licht“. 3. Aufl. Gebunden M. 4.—. Wien, A. Hartleben. 2. Unserem Graphologen übergeben.

„Weserfreund“ in C. 1. Wird voraussichtlich im Laufe dieses Jahres erscheinen. Der zum Weihnachtshäfte 1897 erschienene Katalog ging Ihnen unter Kreuzband zu.

2. Wilsenbus, „Unsere Kriegskasse“. Dem deutschen Volke in Wort und Bild dargestellt. In Kappe M. 30.—. Leipzig, F. A. Brockhaus. 3. Unserem Graphologen übergeben. Für unsere Abonnenten unentgeltlich.

„Fräulein Eitelkeit“ in A. 1. Ihre alte Frau Tante scheint eine Dame von höchst anerkennungswürdigen Eigenschaften zu sein; wenn sie jedoch „das hübsche Büßchen“ für „eine Sünde“ erklärt, geht sie da doch wohl ein wenig zu weit. In dieser Meinungsverschiedenheit stellen wir uns auf Ihre Seite und wagen sogar zu behaupten, daß in gewissen Fällen, sagen wir zum Beispiel gegen Stolz und Hölle, zum Schutz der Haut — wie auch bei keinen Keime-machenden ein guter Gesichtspuder volle Gebrauchsberechtigung hat. 2. Gerührt wurden uns die „Leimchen-Puder“, die wohl jedes bessere einschlägige Geschäft führt. — Grüße bestens erwidert!

Fr. A. B. in S. Ihre Gedichte haben uns inhaltlich warm angesprochen, druckreif sind sie aber, der vielen falschen Reime wegen, leider noch nicht.

V. S. in S. 22. Viel zu persönlich! Doch von recht poetischem Hauch durchweht.

Bastor L. in W. Für den bezeichneten Geschenkwert eignen sich in ganz besonders passender Weise: „Den Hür“, eine Erzählung aus der Zeit Christi von L. Wallace. 12. Auflage. In 2 Bänden elegant gebunden M. 7.—; Volksausgabe, 44. Auflage, in einem Band, einfach gebunden M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—. „Kleopatra“, historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Elegant gebunden M. 4.—. „Onkel Toms Hütte“, 20 Lieferungen à 30 Pf. Sämtliche Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Die Buchhandlung, die Ihnen „Al. Welt“ vermittelt, wird den Bezug gern übernehmen. Der Empfehlung werden Sie dank wissen; aufrichtigen Dank umfassen wir für die wohlwollende Anerkennung! „Reife Reife“ in G. Ein so benanntes Institut giebt es hier nicht, wohl aber eine „Freiwillige Sanitätskolonne“. Schumachermeister M. in A.

Die Einstellung von Vierjährig-Freiwilligen findet alljährlich bei jeder Matrosendivision am 1. Februar und 1. Oktober statt. Wer als solcher eintreten will, hat sich entweder schriftlich an das Kommando der 1. Matrosendivision in Kiel oder an das der 2. Matrosendivision in Wilhelmshaven zu wenden und a) eine kurze Lebensbeschreibung, b) einen auf vierjährige Dienstzeit lautenden Meldechein, c) sämtliche Schul-, Lehr- und sonstige Zeugnisse einzuliefern oder, falls er dazu Gelegenheit hat, sich persönlich bei den genannten Kommandos mit den unter a, b, c bezeichneten Papieren vorzustellen.

H. P. in L. Die Wohnsteuer verfällt je am 1. April für das mit diesem Tag beginnende Steuerjahr. Von dieser — wie von allen übrigen Gemeindesteuern — wären Sie nun dann befreit, wenn Ihr Aufenthalt in der Gemeinde nicht länger als drei Monate gedauert hätte.

„Egon“ in P. Dankend abgelehnt. „Eine Mutter“ in D. 1. „Heimat“ für Mädchen und Frauen gebildeter Stände, Berlin W., Köhnekestr. 43. Wenden Sie sich einige Tage vor Abreise Ihrer Tochter an die Vorleserin des durchaus empfehlenswerten, herzlich geleiteten Hauses und bitten Sie um Abholung am Bahnhof mit genauer Angabe der Abfahrtszeit. 2. Die Preise sind sehr niedriger, Stellenvermittlung wird verbunden. 3. Auch für längeren Aufenthalt. 3. M. in R. Der Jesuitenorden zählte, dem „Bayer. Vaterland“ zufolge, im Jahre 1896 14 251 Mitglieder, darunter 6000 Patres, die Messen lesen, und 4416 Studenten und Novizen. In Deutschland zählte man 1662 Patres und 1141 Studenten, in Spanien 1002 und 1070, in Frankreich 1633 und 639, in England 989 und 920, in Italien 789 und 901. Die Gesellschaft Jesu ist eingeteilt in 22 Provinzen, welche die ganze Welt umfassen. Von diesen ist Deutschland die größte an der Zahl; es folgen dann Belgien, Argentinien und Asien. Die Provinz Mexiko ist die letzte mit 186 Gliedern der Gesellschaft.

Wilhelm P. in Riga. 1. Auf Ihre Anfrage, ob das Absolutum des dortigen Stadtymnasiums zur Immatrikulation in den theologischen Fakultäten des Deutschen Reiches berechtigt, sind wir natürlich nicht in der Lage, eine bindende Antwort zu geben. Es empfiehlt sich also, eine Anfrage hierüber an den Dekan der von Ihnen in Aussicht genommenen theologischen Fakultät zu richten; wir glauben, daß Ihnen ebenso wenig wie den hiesigen bürgerlich-sächsischen Studierenden an deutschen Universitäten Schwierigkeiten gemacht würden, wenn Sie sich für das geistliche Amt außerhalb des Reiches vorbereiten. Gedenken Sie aber in den Dienst einer deutschen Landeskirche zu treten, so wird es später Sache des betreffenden Konfessionsrats sein, ob es das Absolutum eines reichsdeutschen Gymnasiums fordern oder nachsehen will. 2. Kurzfristige geringeren Grades können als Einjährig-Freiwillige in das deutsche Heer eintreten. 3. Unserem graphologischen Mitarbeiter übergeben.

Johannes R. in Unt. B. Fehlt uns für die gesamte Wiedergabe Ihres Gedichts „Der wilde Strandläufer“ auch der Raum, so wollen wir doch, Ihren „tiefen Herzenswunsch“ wenigstens teilweise zu erfüllen, hier einige Zeilen des Poems wiedergeben: „Dort, wo die Brandung erschallt, Wo die Wogen himmelan schlagen, Sieht der, den das Geräch verrät, Den die Gensdarmen von Fels zu Fels jagen. Und was das Meer andeuten sollte, Sind es Schätze, oder Leid um Leid, Er führt es mit schäumenden Rufen In der Ränderbühle dämmer Bereich. Und sie, die von ihm einzig Erklärte, Sie umschmeichelt er mit dem Goldhaub; Doch sie klagend verpörrte, Daß es war nicht ehrlicher Erwerb, nur Raub! So, abschiednehmend, kürzte Sie sich in den Hölleckland, Mit dem letzten Rufe sie würgte Des wilden Strandläufers Rind!“

Ihren „weiteren, werthen Fundungen“ steht nichts entgegen.

Witwe H. in O. Wenden Sie sich an das königliche Kommando des Rabattenkorps, Berlin, Hallesches Ufer 23, von welchem Ihnen ein Exemplar der Aufnahmebestimmungen zugehen wird. Söhne von bürgerlichen Eltern finden Sie in Menge unter den Rabatten, auch von Richtoffizieren. Kosten 800 Mark für Stellen mit vollem Erziehungsbeitrag, 450, 300, 180 eventuell 90 Mark für Stellen mit vermindertem Erziehungsbeitrag. Außerdem Freistellen und Stellen für Ausländer zu 1500 Mark.

B. Oberlehrer in R. Ueber 2000 Gedächtnisse gab es nur in der Schlacht bei Leipzig; 1227 bei Borodino, 1510 bei Königgrätz, 1250 bei Waterloo und 1060 bei Sedan.

Vina S. in Wintertur. Schwarze Glaschandschuhe aufzufrischen, wird folgendes empfohlen: In einen Theelöffel voll Salzwasser läßt man einige Tropfen Tinte fallen und reibt die Handschuhe mittels einer Feder oder eines kleinen Pinsels mit dieser Flüssigkeit ein, worauf man sie in der Sonne trocknen läßt.

„Rehrer“ in Unt. St. „Der gestirnte Himmel“, dargestellt durch eine dreifache Sternkarte. Ravensburg, Otto Raier. Mit Text 70 Pf. Sinnerich und leicht faßlich.

Fr. A. R. in Berlin. Dankend angenommen; siehe Rubrik „Rache“.

Käufelöser: Freix Schader in Döberan. Hedwig H. in St. Gallen (2). „Nemo“ in Höttingen. J. Harder in Grogarnstadt (5). Marie Schuchardt in Langensalza (2). [Marie hat genügt, ist übergeben worden. R. O.] „Rehrer“ in Unt. St. (2). „Eina und Wilhelm“ in F. i. Dr. Alma Buchenberger in Baltimore (3). „Neues Nachrichten und kleine Gmmy“ in Karlsruhe (4). [So recht! R. O.] Wigi Poljamel in Wien. Klara Reichelt in Danzig. Erich Thien in Karlsruhe. „Freier Abonnent“ in Wien (5). Leopold Gilmeyer in Bregenz. Theodorinde von Orkney in Brann. Adele Lang in Genf (2). Dr. R. in Wigo. Julie F. in Kaiserslautern. „s. Vorle“ in Eberach. „Junger Ruchmacher“ in Lutz Eversen. (Man immer zu! R. O.) W. G. in W.

Unter der Fremdherrschaft.

Erzählung

von

Th. Dussus.

4

Zehntes Kapitel.

In ihrem Witwenstübchen saß, mit trockenen Augen vor sich hinstarrend, Frau Margarete Willers, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich zu regen und zu bewegen. Vor der Starrheit dieses Schmerzes waren die wortreichen Klagen, mit denen die Hausbewohner und die Nachbarn gekommen waren, ihre Teilnahme zu bezeugen, verstummt. „Nu heff ich allens verlären!“ war das einzige, was über ihre Lippen kam, nachdem sich ihr erstes Empfinden Bahn gebrochen in einem einzigen martererschütternden Schrei, der sich aus ihrer Brust rang, als sie die Kunde erhielt von dem Gräßlichen, was geschehen war. Seitdem blieb ihr Mund geschlossen. Redete man sie an, so war ein starrer, wesenloser Blick die einzige Antwort. Die gutmütigen Tröster zogen sich schon zurück, halb mit Gebärden, halb mit abgerissenen Worten die Befürchtung andeutend, ihr armer Verstand möge gelitten haben. Jedenfalls waren alle darin einig, daß man für den Augenblick nichts für sie thun könne — ach, und es hatte ja auch ein jeder mit der eignen Last und Kummernis so viel zu thun!

Der einzige, dessen Anwesenheit der Unglücklichen wohlzutun schien, war ihr Bruder, obgleich oder vielmehr weil der ehrliche Meister nicht viel auf sie einredete, sondern fast immer nur still bei ihr saß und ihre Hand gefaßt hielt. Stunde verging um Stunde. Als es Abend geworden war, fragte er leise: „Margret, schall ich di velleicht vörlesen ut dat Boek?“ und damit griff er nach der neben Gefangbuch und Katechismus auf einem Wandbrettchen stehenden Bibel. Sie schüttelte heftig mit dem Kopfe. „Kannst du't noch nich hören?“ suchte er sie in welchem, mitleidigen Tone zu beschwichtigen; „denn laa't wi't bet morgen!“

Ungefähr um die nämliche Zeit, mit Beginn der Dunkelheit fuhren die Wagen mit den Gefangenen ein in den ansehnlichen Flecken Ovelgönne, den Hauptverkehrsplatz des Sudjaderlandes. Ein reitender Bote hatte die Ankunft des Transports angekündigt, und nun stand bei einem der ersten Häuser des Ortes der Maitre bereit, dem führenden Offizier die Meldung zu machen, daß für Unterbringung der Gefangenen Sorge getroffen worden sei. Wie schwer es ihm geworden, den ihm aufgegebenen Befehl auszuführen, davon redete für jeden Kundigen deutlich genug sein Gesicht, das gespenstisch weiß durch die Dämmerung leuchtete.

„Nabend, Abdi!“ sagte von einem der Wagen herab eine Stimme, nachdem die Meldung abgestattet worden und der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte.

„Ehlers, ole Fründ, jünd Se dar oof? Mein Gott, wo geiht dat to?“

„Ja, dat seggen Se man! Bet dat Geld tofamen is, wat se us uppleggt hefft, hohlt se us nu fast (fest), mi un de annern. Gottloff, dat wi nu man erst unner Daak un Fad samt! Wi jünd alle half doot van dissen fürchterlichen Dag. Wo bringt Se us denn unner?“

„In de Pörtnerree, ole Fründ,“ lautete die Antwort. „Ja wull, wi harr'n jo (euch) 'n bäter Quartier geben drufft (gedurft).“

Die „Pfortnerrei“ war das Gefangenenhaus, ein Appenbix der Landgerichtsgebäude. Am Eingange des schwarzen Planzenaunes, der die Umfassung bildete, stand der alte Schließer Grasfeld mit brennender Laterne, um die Ankömmlinge in Empfang zu nehmen. Meistens zu je zweien wurden sie in die Zellen geleitet, die ihnen für die Nacht Obdach gewähren sollten und in denen sie, todmüde vor Erregung und Erschöpfung, auf die frisch bereiteten Strohlager sanken. Einige, die im Orte Bekannte hatten, suchten um die Erlaubnis nach, diesen Vielleicht Erfrischungen, Schreibmaterial oder was ihnen sonst wünschenswert erscheinen mochte, zu verschaffen. Allein jedes derartige Begehren ward rundweg abgelehnt. Der Befehl des führenden Offiziers lautete, daß keinerlei Verbindung nach außen hin zu gestatten sei.

Die Kunde von dem Gräßlichen, das in Blexen verübt war, durchströmte natürlich bald den ganzen Flecken. Die Geleitsmannschaft, die zum Teil in die Wirts-, zum Teil auch in die Bürgerhäuser einquartiert worden war, sorgte schon dafür, daß alle Einzelheiten der Nordscene auf dem Blexer Kirchhofe genügend bekannt wurden. Sie ließ es ebenso wenig an Wintern ur-Anspielungen fehlen, daß noch keineswegs der Schluß, daß das schaurigen Dramas gespielt habe.

So war es denn kein Wunder, daß am andern Tage, trotz der frühen Morgenstunde, die man zur

Weiterfahrt gewählt hatte, die breite Straße, die mitten durch den Ort führt, von Menschen belebt war. Stumm und bethommen starrten alle auf den traurigen Zug, dessen Ziel, Oldenburg, am heutigen Tage erreicht werden sollte. Hier und da ward ein ernster, wortloser Gruß ausgetauscht; ein paar junge Leute, die auf den Thürstufen eines Hauses standen und die Hüte abgenommen hatten, wandten sich um und weinten. Sie waren aus der Zahl derjenigen, die vor nun sieben Tagen die Blexer ihrer Hüte und ihres Beistandes verfehlt hatten, und nun mit Verzweiflung empfanden, daß es hier keine Hilfe, keine Rettung gebe.

Von Nordwesten her blies der Morgenwind in kalten, scharfen Stößen über die baumlose Ebene. Am Himmel waren graue Wolken aufgezogen, die sich rasch ausbreiteten und unversehens dichtes Schneegestöber zur Erde niedersandten. „Gott im Himmel,“ sagte der Leinweber Burchard, als der Zug an seinem Hause vorüberkam, „die armen Menschen erstarren ja vollständig!“ — er war ein „Oberländer“ und darum des hier allgemein gebräuchlichen Plattdeutschen nicht mächtig — „Ich hab' nur einen Mantel, aber den geb' ich einem von ihnen. Ich könnt' ihn mit gutem Gewissen nicht wieder tragen.“ Er holte in aller Eile die wärmende Umhüllung und legte sie auf den letzten der vorüberfahrenden Wagen hinauf. Ein Hieb mit flacher Klinge, von einem der Soldaten der Begleitmannschaft geführt, war die Quittung für seine Gutmuth.

Etwa zehn Minuten südwärts von Ovelgönne entfernt, stand und steht noch heutigen Tages eine Bodmühle, zu dem weiter nach Westen belegenen Dorfe Stridhausen gehörig. Der Müller hatte gerade die Flügel gerichtet und das Mahlwerk in Gang gebracht. Jetzt blickte er aus dem runden Mühlenfenster auf die Landstraße und gewahrte zu seinem nicht geringen Erstaunen den großen Soldatentrupp, in seiner Mitte die drei Wagen. Von den Vorgängen in Blexen wußte er noch nichts; daß in Ovelgönne eine Menge französischer Soldaten einquartiert seien, hatte ihm gestern Abend ein Vorübergehender zugerufen. Doch war man während all dieser Jahre solcher Truppenzüge zu sehr gewöhnt gewesen, als daß er der Mitteilung besondere Beachtung geschenkt hätte. Dies Schauspiel hier vor ihm machte ihm gleichwohl einen seltsam unheimlichen Eindruck, so daß er den Blick nicht wegwenden konnte. Dumpf rollten die Wagen über die beiden Brücken, die in unmittelbarer Nähe der Mühle zwei Arme des „Sieltefs“ oder Entwässerungskanales überspannten; noch einige hundert Schritte weiter — dann stockte das Ganze auf ein Kommandowort.

Ja, die Wagen hielten; um sie herum aber regte es sich geschäftig. Das Schneien hatte aufgehört, über die weite Ebene huschte flüchtig ein Sonnenstrahl — nur eine Sekunde lang. — Die Offiziere wechselten einige Worte miteinander und deuteten auf den Wagen, auf dem Kiddle Jaspers saß. Vier Soldaten traten vor. „Steigen Sie ab, Monsieur!“ forderte einer von ihnen Kiddle auf, und ein zweiter setzte höflich hinzu: „Votre mouchoir, s'il vous plait, monsieur!“ (Ihr Taschentuch, bitte!)

Der Angesprochene wußte genug. Seltsam, wie der Geist arbeitet und seine eignen, unberechenbaren Wege geht! Während er in die Tasche griff und das verlangte Tuch hervorzog, war es ihm, als summten vor seinem Ohre ohne Aufhören französische Votabeln, deutlich, so deutlich, als höre er sie von irgend jemand in dem bekannten plärrenden Schultone sprechen: „le mouchoir — das Schnupftuch, les otages — die Geiseln, l'arraison militaire — das Vaterunser, jüger quelque'un militairement — standrechtlich erschießen —“

Wie aus weiter, weiter Ferne schien ihm dazwischen eine Frage zu tönen, die von dem kommandierenden Offizier an den das Tuch zusammenfaltenden Soldaten gerichtet ward, ob das ein Gefangener sei?

Dieser, die Hand an den Tschako legend, bejahte die Frage aufs Geratewohl.

Da war es, als ob mit einem Schlage der dumpfe Bann, der auf dem jungen Manne gelastet hatte, gebrochen wäre. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erkenntnis, daß er einem brutalen Irrtum, einer furchterlichen Gleichgültigkeit, die Menschenleben für nichts, für weniger als nichts achtete, zum Opfer fallen werde, und über seine Lippen brach es in fliegender Hast: „Nein, er sei kein Gefangener, sondern ein Bürger.“

„Pardon, monsieur,“ sagte kaltblütig der Offizier und befahl, einen andern zu nehmen.

Einer von den Küstenkanonieren war schon von dem Wagen, auf dem er neben Kiddle gesessen, heruntergeholt worden, jetzt geschah des nämliche mit einem zweiten. Kiddle selbst drohten die Sinne zu schwinden. Er hielt sich fest an den Seitenleitern des Wagens und schloß die Augen. So blieb ihm der Anblick erspart, wie die Unglücklichen auf das links vom Wege liegende Feld geführt wurden. Erst das Krachen der Schüsse schreckte ihn wieder auf aus seiner Betäubung.

Abermals war das Entsetzliche geschehen, abermals erbrauste das „Vive l'empereur!“ dann setzte sich die

Kolonnen wieder in Bewegung, ohne daß von all denen, die geholt hatten, die Ehre der großen Nation zu rächen, auch nur ein einziger noch den Kopf nach den beiden Schlachtopfern umgewandt hätte.

Es hatte von neuem zu schneien begonnen. Als Bargmann, der Müller, mit seinen Leuten an der Exekutionsstelle anlangte, waren die beiden Körper schon wie in ein feines Leichentuch gehüllt — nur daß die häßlichen roten Flecke immer wieder hindurchbrachen und das schöne Weiß verbarben! —

Damit die Hauptstadt Oldenburg nicht betrogen werde um ihren Anteil an den blutigen Ereignissen, wurden am Abend dieses nämlichen Tages, kurz vor dem Einrücken der Kolonne in die Stadt noch weitere Gefangene — einer von diesen ein Arbeitsmann aus Blexen, der eine Witwe und drei Kinder hinterließ — erschossen. Es geschah auf dem freien Platze vor dem „Heiligengeist-Thore“, nicht weit von der Stelle, wo die berühmte alte Kirchhofslinde ihre mächtige Krone wölbt und von der Kirchhofspforte her, in Stein gemeißelt, die gleichfalls uralte, tiefsinnige Inschrift grüht: „O ewich is so leek!“

Die letzte Exekution der fliegenden Kolonne sah Bremen. Dort wurden am Morgen des fünften April fünf von den Weggeführten erschossen, unter ihnen Gerd Harms aus Lettens.

Neunzehn Menschen waren hingerichtet worden, um den Einwohnern des Arrondissements Oldenburg und des Unterwesergebiets zu zeigen, daß „die große Nation sich nicht ungestraft beleidigen lasse“. Zwei von den mitgeschleppten Gefangenen wurden von der Todesstrafe befreit. Warum? Gründe gab es dafür nicht, ebenso wenig wie es deren für die Erordnung gänzlich Unschuldiger gegeben hatte. Der eine dieser beiden Nebenbeteiligten, ein Dienstknecht aus der Gegend von Blexen, der in der Batterie betroffen worden war, ward entlassen und mochte seinen Landsleuten eingehende Schilderungen machen, wie es beim Erschießen hergehe. Der andre — ward im Gefängnis zu Bremen vergessen und erhielt seine Freiheit erst wieder, als im Herbst die Russen in die Stadt einrückten.

Aber was verschlug eine solche Kleinigkeit? Der Aufstand war gründlich gedämpft, die große Nation hatte gezeigt, daß sie noch immer groß dastehende, mochten auch verräterische preussische Generale das Zeichen zum Abfall gegeben haben, mochte auch der König von Preußen sich mit einem Aufrufe an sein Volk wenden und sich mit Aufbietung all' seiner Kräfte zum Kampfe wappnen.

Elftes Kapitel.

Zwölftausend Thaler Kontribution waren der unglücklichen Gemeinde Blexen auferlegt worden, aber nur viertausend fünfhundert ließen sich trotz der ungeheuersten Anstrengungen, die gemacht wurden, zusammenbringen. Kommandant Mouis, der die Unmöglichkeit einsah, mehr zu erpressen, ließ sich großmütig bereit finden, den Rest zu erlassen. Er hatte freilich um so mehr Grund, sich mit der gemachten Beute zu begnügen, als diese im eigentlichen Sinne des Wortes ein Raub war, lediglich zu seinem eignen und seiner Spießgesellen Vorteil in Scene gesetzt. Denn ein Befehl zur Vertreibung einer Straßsumme war vom Grafen Arberg so wenig wie vom General Vandamme erlassen worden.

Gleich nach der Auszahlung des Restes von fünfhundert Thalern wurden die Geiseln entlassen und kehrten in ihr armes, gemißhandeltes Dorf zurück. Es war gegen Abend, als sie hier anlangten. Kiddle Jaspers erwog bei sich, ob er gleich heute noch zu Tappas ergehen sollte. Denn die Dinge mochten liegen, wie sie wollten, einmal noch mußte er vor sie treten, um ihr zu sagen, daß durch eine wunderbare Verkettung von Umständen sie und allein sie es sei, der er sein Leben verdanke. Das hätte freilich auch Zeit gehabt bis morgen — aber nein, es litt ihn nicht in seinen vier Wänden, gleich heute noch mußte er von der Seele los sein, was so mächtig in ihm wogte und arbeitete. Als er dann aber vor ihr stand, da zeigte es sich wieder einmal, daß Menschen nicht viele Worte zu machen brauchen, wo das Schicksal seine gewaltige Sprache geredet hat. Es ward keine Erklärung gegeben, keine gefordert über das Vergangene — es hielten eben zwei Menschen in stummer Erschütterung, in stummer Seligkeit einander umschlossen!

Im Dorfe begann man, nachdem das erste Entsetzen über die blutige Katastrophe und die Greuel der Plünderung einigermaßen überwunden war, leise wieder aufzuatmen. Sämtliche Franzosen waren von dannen gezogen, nachdem sie — was verheißungsvoll genug aussah — die zurückgelassenen Kanonen vernagelt, die Batterie aber, die Pulver- und Proviantmagazine demoliert hatten.

Indes kaum vierzehn Tage waren ins Land gegangen, als sie in Zahl von einigen hundert Mann von neuem erschienen und sich in Blexen und Umgegend ins Quartier legten. Die Gemeinde mußte ihre ganze Verpflegung übernehmen. In wie manchen Haus der

Lord John Bullrichs Reise durch Afrika.

Mit vierzehn Abbildungen von Max Schöckh.

John Bullrich sah am Kongokrand,
Er hatte Spleen und allerhand:
„Wie mach' ich auf besondere Weise
Durch Afrika mal eine Reise,
Wie sie noch keiner hat gemacht!“
Und bald hat er sie ausgedacht.



Zu seinem Diener Bob spricht er:
„Schaff mir ein großes Stückfah her!“
Und sagt ihm ferner dies und das,
Wie einzurichten sei das Fah:
Mit einer richt'gen Thür versehen,
Die solle zum Verschließen gehn
Von innen, und am Spundloch sei
Ein Guckloch auch noch nebenbei;
Auch eins noch oben zu dem Zwecke,
Dah man die Flagge daraus stecke;
Dann auf vier Wochen Proviant,
Wein, Wurst und Brot und allerhand;



Auch zwei Matratzen sollen drein
Zum Sitzen und zum Schlafen sein;
„ne Flagge, Büchsen, Pulver, Blei
Und was sonst noch zu brauchen sei.
„Hier hast du tausend Pfund, nun mache
Mir zur Zufriedenheit die Sache.“
Am andern Morgen schon kommt Bob
Mit einem Stückfah, hopp, hopp, hopp,
Dahergerollt, so ausgerüstet,
Wie es Lord Bullrich lustig gelüftet.
Derselbe prüft nun mit Bedacht,
Ob alles auch nach Wunsch gemacht.



„Yes,“ spricht er, „so ist's richtig, achte,
Nun roll das Fah dort in die Wüste.“
Bob schüttelt wohl sein Haupt und denkt:
„Dem ist wohl der Verstand verrent!“
Doch rollt er emsig mittlerweile
Das Fah wohl über eine Meile
Weit in der Wüste Sand hinein;
Lord Bullrich trollte hinterdrein.
„Jetzt halt,“ ruft er, „mach auf die Thür,
Ins Fah hinein nun kriechen wir.“



Wir werden bald auf Reisen gehn,
Das übrige wirst du schon sehn!“
Bob schüttelt wohl sein Haupt, indes
Er that's und sagte einfach: „Yes!“
Bald sahen beide dann selbstand
Im Fah, was in der Wüste fand;
John las die Zeitung, Bob hingegen
That sich aufs Ohr zum Schlafen leg.



Die Nacht bricht an, und rings umher
Wird es lebendig immer mehr;
Der Schall heult, der Elefant
Kommt nach der Tränke angerannt,
Giraffen und Rhinoceros
Samt Gnu und Fuchs kommt zum Gewässer,
Jebra und Strauch eilt zur Zisterne,
Da brüllt der Löwe in der Ferne.
Schnell, wie sie eben angekommen,
Drückt das Getier sich ganz bekommen,



Und als er kommt der Wüste nah,
Steht bloß das große Stückfah da.
Der Löwe schaut's beim Mondensicht,
„Nanu, das war doch früher nicht,
Denk' er, „hm, hm, wie riecht es doch
Nach Menschenfleisch dort aus dem Loch.“
Er schleicht heran und schnüffelt stumm
Und gierig um das Fah herum,
Schlägt vor Appetit dann mit dem Schweif
Nach Schiller einen mächt'gen Reif.



Da aus dem Spundloch eine Hand
Erwischt den Löwenstschweif gewandt,
Zieht ihn hinein, macht schnell 'nen Knoten,
Der Löwe brüllt gleich wie nach Noten
Und eilt davon und schleppt nunmehr
Das Fah als Fahrzeug hinterher.
„Hurra!“ schreit Bob, „ein feiner Streich!“
Und hißt Old Englands Flagge gleich.
Der Löwe rost verzweiflungsvoll
Bergauf, bergab davon wie toll,
Die Stunde hundert Kilometer,
Und schnaubt und faucht wie ein Verdreht.



Der Tag brach an; um Mittagzeit
War man viel hundert Meilen weit
Cuer durch den schwarzen Kontinent
Geraß, als ob's dahinter brennt.
Da sah Bob mal von ungefähr
Durchs Guckloch und rief plötzlich: „Herr,
„Dort giebt es Krieg, seht, in Attade
Die Schwarzen gegen Englands Flagge!“
Jetzt Büchsenknall und Kampfschreie,
Der Lord sah auch 'ne ganze Weile
Durchs Fernrohr, und dann rief er: „Well,
Die Büchsen 'raus, Bob, aber schnell!“



Es war ein Kampf um Tod und Leben,
Ein Häuflein Truppen war umgeben
Von einem Heer von wilden Teufeln,
Die Lage war schier zum Verzweifeln
Entgegen dieser Ueberzahl.
Da hören sie mit einemmal
Wie Donner rollen es von weiten,
Die Schwarzen hören auf zu streiten
Und sehen mit Entsetzen dann
Von hinterwärts ein Wunder nah:
Ein Löwe schleppt ein mächt'ges Ei
Mit Windeschwindigkeit herbei,



Auf dem mit Stolz und Majestät
Old Englands bunte Flagge weht.
Jetzt kriecht es aus der Tonne auch,
Zwei Schwarze fall'n im Pulverrauch.
Der Löwe bricht den nächsten an,
Da brüllt es: „Nette sich, wer kann!“
Die Horde packt kalter Graus,
Zehntausend Wilde reihen aus.
Der Löwe aber mit dem Fah
Rast hinterdrein ohn' Unterlaß,
Dieweil er Appetit indessen,
Weil er seit gestern nichts gegessen.
Jetzt fassen auch das Häuflein Streiter
Bon neuem Mut, sie rufen heiter:

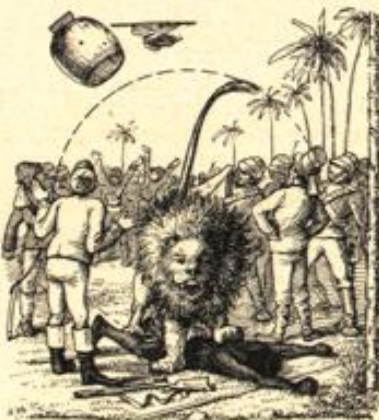


„Hurra Old England!“ Und sie rennen
Der Tonne nach, so schnell sie können.

Zwei Holmen hängen bei einand',
Der Löwe zwischendurch gerannt,
Ein Rud, sie sitzen fest; die Reise
War eben aus auf diese Weise.
Die kleine Schaar kommt nun heran,
Da wird die Thüre aufgethan,



Und John und Bob entseigen beide
Dem Fah zu der Soldaten Freude,
Als Landknechte und Ketter grüßt
Sie Reutenant und Infanterist;
Dem Löwen aber gab indessen
'nen toten Wilden man zu fressen,
Wofür er dankbar mit dem Schweif
Schlug einen fürchterlichen Reif,
Wobei das Fah im grohen Bogen



Ram fahend durch die Luft geflogen.
John, dem das Tier gefallen that,
Rahm es zu sich an Hundesstatt
Und bracht' es heim von fremdem Strand
In sein geliebtes England.

Mitunter fällt und mal was ein,
Was mehr uns nützt, als es sein Schein,
Und ein Gedanke unterhast
Bringt Glüd uns und auch andern oft.





Süßes Hoffen. Nach dem Gemälde von Eugen Klimsch.

Copyright 1904 by Franz Hanfstaengl, München.

bittere Hunger einzog — davon und von dem ganzen Glend, das die Brutalität, die Willkür und Gabsucht der Eroberer heraufbeschworen, können spätere Generationen sich auch mit Aufbietung aller Phantasie wohl kaum eine annähernd richtige Vorstellung machen.

Der Osterjonnabend war herangefommen — es war drei Wochen nach jenem furchterlichen Hinrichtungstage — und die gesprungene Glode läutete mit ihrem traurigen, heiseren Schalle den morgenden Festtag ein. Der Meister Bedhufen hatte Feierabend gemacht und ging hinüber zu seiner Schwester, der er nach wie vor so viel als irgend möglich seine freie Zeit widmete. Er war der einzige, der sie ihrem starren Brüten zu entreißen vermochte, der einzige auch, vor dem sie dann und wann den Namen ihres Sohnes nannte. Sobald er sie aber darauf hinzuweisen versuchte, daß ihr Leid von einem Höheren über sie verhängt sei und daß sie versuchen möge, sich in Ergebung seinem Willen zu fügen, wachte sie auf in leidenschaftlicher Bitterkeit und behauptete, das Leid, das über sie gekommen, rühre nicht von Gott her, sondern von der Menschen unergündlichen Bosheit und Schlechtigkeit. Warum Gott so teuflischer Begierden zugelassen, das sei es ja gerade, was sie nicht zu fassen und zu begreifen vermöge. Wenn im Himmel keine Gerechtigkeit mehr sei, woran man sich dann halten solle?

Seufzend wünschte ihr Bruder in seinem Herzen dann den Pastor herbei. Der — davon war er überzeugt — würde ihr mild und kräftig zugleich zugesprochen haben. Ihm selber standen ja leider die Worte nicht so zu Gebote, daß er vermocht hätte, das eigne feste Gottvertrauen auf die Schwester zu übertragen. Heute, am Vorabend des Osterfestes, wollte er wieder einmal den Versuch machen, ob er sie nicht bewegen könne, mit ihm und seiner Frau morgen zur Kirche zu gehen. Dies Ansinnen wies sie jedoch aufs entschiedenste zurück. Was sie in der Kirche solle? ja, wenn der Pastor noch da wäre — dann allenfalls! Aber den alten Organisten Bruns eine Predigt vorlesen zu hören, von der sie kein Wort verstehe, weil seine Sprache so undeutlich sei — das könne niemand von ihr verlangen.

Der Sohn von Bruns, der Seminarist, sei zum Besuch der Eltern von Oldenburg gekommen, wußte der Meister zu berichten. Derselbe werde das Verlesene der Predigt übernehmen und habe, wie sie alle wüßten, eine ganz besonders schöne „Ausgabe“ (Stimme, Vortrag). Sie aber verharrete bei ihrem Nein. Ob der Bruder vergesse, daß sie, um zur Kirche zu gelangen, über den Kirchhof gehen müsse, über den Nordplatz, auf dem die Franzosen ihre Hefenarbeit gethan?

Betrübten Herzens verließ er sie, aber am Nachmittage des ersten Festtages trat er wieder bei ihr ein und ein ganz eigentlicher, fast feierlicher Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

„Margret,“ hob er nach der ersten stummen Begrüßung an, „du bist das nicht allein, du swar (schwer) to dragen hett.“

„Das wisse sie,“ unterbrach sie den Bruder, „es seien ja auch noch andre, die ebenso unschuldig gewesen wie ihr Klaus, hingemordet worden. Martin Hartmann zum Beispiel, der arme Schustergeßell und Gerd Harns.“

„Ja!“ sagte der Meister mit Nachdruck, „aberst je weeren doch nu eemal in de Batterie. Ut de Batterie sünd de Franzosen herutsmäten wurden un de Batterie hett up ähr füert. Dat is so unerklärlich nich, dat sünd dorhen ähr gröttste Gah richt'be, wenn't oof noch so schändlich weer, dat se Schullige un Unschullige tofamen afbehen (abthaten). — Aberst, Margret, dat is noch ganz, ganz anners kamen! Güstern vör acht Dage hefft se dienen Herrn van Berger dootschaten.“

„Ludwig?“ schrie die alte Frau auf. „Minen Ludwig? O, du mein Gott in'n Himmel, wo is dat togahn?“

Dem Meister liefen die heißen Thränen über die Backen. Er erzählte, daß er des Organisten Bruns Sohn gesprochen, und daß dieser ihm von der neuesten himmelschreienden Gewaltthat der Franzosen berichtet habe. Die von dem Unterpräsidenten eingesetzte Administrativ-Kommission war auf Befehl Vandammes ihrer Funktionen enthoben worden. Die fünf Mitglieder, aus denen sie zusammengesetzt war, hatte man gefangen nach Bremen abgeführt, um dort einen Prozeß gegen sie einzuleiten, der an Nichtswürdigkeit alles, was man bis dahin erlebt hatte, übertraf. Schon vor der Eröffnung der Verhandlungen hatte der Beschluß festgestanden: zwei von der Kommission sollten sterben. Man wählte dazu diejenigen beiden, deren Namen die bekanntesten waren — und so wurden Christian Daniel von Fink und Albrecht Ludwig von Berger auf dem Richtplatz vor dem Doventhor zu Bremen am 10. April 1813 von den Franzosen erschossen!

Frau Margarete hatte während dieser störenden und in Abjahren vorgebrachten Erzählung das Gesicht mit der Schürze bedeckt gehalten und ihr ganzer Körper bebte von bitterlichem Schluchzen. Sie hatte lange Jahre hindurch in der Bergerischen Familie als Magd gedient und sämtlichen Gliedern derselben, vor allem

aber „ihrem Ludwig“ eine unendliche Anhänglichkeit und Treue bewahrt, daher traf dieser Schlag sie mit vernichtender Gewalt. Herr von Berger war gleichfalls der einzige Sohn seiner Mutter — einer Witwe, gleich ihr!

„Dat äwerläwt de gnädige Fro nich!“ erklärte sie, „ähr Ludwig weer ähr alles up de Welt. Dar geiht se an to Grunne!“

„Nä, Margret!“ widersprach ihr Bruder, „dat deicht se nich! Wer se sehn hett, seggt de junge Bruns, de vergaht (vergisht) den Anblick sien Dage nich wedder. Ähr Deentfängens hefft vertelt: se sproot (spräche) nich väl, aberst de paar Wöör weeren ähr immer, as wenn se de schönste Predigt höörden.“

Frau Margarete sagte nichts weiter, als aber der Bruder am folgenden Osterfeiertage zu ihr kam, erklärte sie ihm, sie habe ihr wenig Geld überzählt, um zu sehen, ob es zu der Anschaffung eines neuen schwarzen Kleides reiche. Das sei der Fall, und sobald die Näherin ihr das Kleid fertig geliefert habe, wolle sie nach Oldenburg und ihre Frau von Berger aussuchen.

Und so geschah es, teilweise zu Fuß, teilweise mit Wagengelegenheit legte die alte Frau den weiten Weg nach der Hauptstadt zurück und trat dann vor die einstige Herrin mit den schüchternen Worten: „Gnädige Fro, id bin Margrete, kennt Se mi noch? Id kunn't nich laten, Se uptojalen, denn de Franzosen hefft Aehren Aehren eenzigsten Sähn dootschaten, un mi oof!“ Die edle Frau aber legte ihre Arme um den Nacken der schlichten Frau aus dem Volke und beider Thränen vermischten sich miteinander.

Etwa eine Woche blieb Frau Margarete in Oldenburg als der Gast der Frau von Berger, und als sie wieder in ihr Heimatdorf zurückkehrte, war sie eine völlig andre geworden. „Id hefft Ergebung leert“ (gelernt), erklärte sie ihrem Bruder, „nu siet id min' gnädige Fro sehn un spraken hefft, kann id of wedder bāen: „Dein Wille geschehe!“

Frau von Berger verlor die alte Dienerin nicht mehr aus den Augen; ein kleines Jahrgeld, das sie ihr aussehte, schützte Frau Margarete vor dem Mangel, dessen Gestalt sie schon drohend vor sich erblickt hatte. Aber mehr noch als diese materielle Unterstützung freute sie die Teilnahme, welche jene an ihrem Ergehen nahm.

„Bundage hett se mi wedder Grüße schickt,“ berichtete sie eines Tages, etwa ein halbes Jahr nach jenem Wiedersehen, ihrem Bruder und seiner Frau, „dāhr (durch) Wienens Lief, de bi ähr an in dat Huus van Afflat Rumpf deent.“ Viele, so berichtete sie weiter, habe ebenfalls kein Ende finden können, von Frau von Berger, ihrer Fassung und Gottergebenheit zu erzählen. Und die habe sie gehabt vom ersten Tage an, wo das furchtbare Schicksal über sie hereingebrochen sei, bis heute. Nur ein einziges Mal wäre sie leichenblau herübergekommen zu ihnen, als ihre jungen Herren sich im Garten damit belustigt hätten, nach Vögeln zu schießen. Sie sehe sie noch vor sich; die Schreibfeder in der Hand, so wie sie von ihrem Sekretär aufgesprungen sei, habe sie mit zitternden Lippen ihre Frau angeredet: „Ich bitte Sie um Gottes willen, verbieten Sie Ihren Söhnen das Schießen — ich kann den furchterlichen Ton nicht hören!“

Viel wäre noch zu erzählen von den Drangsalen, welche die Einwohner des Dorfes Blegen wie der ganzen Umgegend während der folgenden sechs Monate von ihren brutalen Unterdrückern noch zu erdulden hatten — aber es wäre immer und immer nur das nämliche zu berichten: von unerhörten Ansprüchen und Roheiten auf der einen Seite, von der Unmöglichkeit, ihnen zu genügen, auf der andern. Eins war indessen, was alles Schwere ertragen und überwinden half — und das war die mächtigere und immer mächtigere anjchwellende Hoffnung auf baldige Erlösung von dem so lange getragenen Joch.

Im Juli durfte der geflüchtete Prediger es wagen, auf Grund einer vom Kaiser großmütigst erlassenen Amnestie zu seiner Gemeinde zurückzukehren. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte die Trauung zweier Paare: diejenige von Kildes Jaspers und Tomma Kordes und die von Heinrich Bedhufen und seiner resoluten Mine. Bei dem ersten Paare gab es nur eine sogenannte „stille Hochzeit“, Mine jedoch würde ihren Ehrentag für gänzlich verfehlt gehalten haben, wenn nicht Rusil bestellt worden wäre und man nicht bis in den hellen Morgen hinein „düchtig“ getanzt hätte.

Ein Ereignis trug sich im Laufe dieses Sommers zu, an dem jeder im Dorfe den lebhaftesten und wärmsten Anteil nahm. An einem schönen warmen Abend im August schritt die hagere Gestalt eines Mannes mit langem, leicht ergrautem Barte auf Frau Margaretens Häuschen zu, und als der Mann nun vor der Alten stand und sie anblickte, ohne ein Wort zu sprechen, da stieß sie einen Schrei aus, wie er so markdurchdringend nur einmal von ihren Lippen gekommen war — aber freilich aus andrer, ganz andrer Veranlassung. „Hermann! Mien Hermann!“ Und er kniete vor ihr nieder und schluchzte: „Mutter!“

Er war es wirklich, der Totgeglaubte, Heißbeweinete, der dem Verderben auf Rußlands Eisfeldern entronnen war! Monatelang hatte er krank im Hospital zu Wina gelegen, dann war er entlassen worden und hatte nun, mit müden Füßen zwar, aber doch heil und unverletzt die Heimat wieder erreicht. — Frau Margarete erzählte später oft, ihr sei in jenem ersten Augenblicke nur der Wunsch gekommen, daß sie doch sterben möge, da sie so großen Glückes nicht wert sei. Und dann habe sie Gott auf ihren Knien gedankt, daß es ihr vergönnt gewesen sei, sich zu ihm zurückzufinden, bevor ihr dies unermeßliche Glück zu teil geworden. Und nun möge kommen was da wolle, sie sei bereit zu leben und zu sterben, je nachdem über sie verfügt werde, und noch ihr letztes Wort solle ein Dankgebet sein.

Bis zur Mitte des Oktobers ward Deutschland in angstvoller Schwere erhalten zwischen Furcht und Hoffnung. Dann aber

Da hob die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts,
Und schleudert den Drachen
Bom gülden Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl —
Ehre sei Gott in der Höhe!“

Noch einer gewaltigen Anspannung aller Kräfte bedurfte es, nachdem der ungeheure Kampf auf Leipziger Ebene gekämpft war, dann stimmte ganz Deutschland ein in den andachtsvollen Jubelruf: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Das Jahrhundert, dessen Anfang so gewaltige und schreckliche Ereignisse gesehen hat, neigt sich seinem Ende zu und keiner von allen, die damals Zeugen der blutigen Tragödie in dem weltvergessenen Winkel an der Nordsee waren, weiß mehr unter den Lebenden. Sie alle, alle deckt der grüne Kirchhofsrasen und neben den Opfern schnöder Gewaltthat schlummern die, welche ihnen so viele heiße, bittere Thränen nachgeweiht haben. Aber unvergänglich lebt in dem Gedächtnis des Volkes die Erinnerung an jene Greuelthaten und manch einer, dessen Haupt sich schon zu bleichen beginnt, zuckt zusammen, wenn vor seinen Ohren der „französischen Zeit“ Erwähnung geschieht — jener Zeit, von der er Eltern und Großeltern in Ausdrücken tiefster Erregung und Empörung hat berichten hören.

Was auf den vorstehenden Blättern geschildert wurde, ist getreu der Wirklichkeit nachgezählt, ja die gräßlichen Einzelheiten sind eher gemildert, als mit zu grellen Farben aufgetragen worden. Solche Greuel den damaligen Gewaltthätern anzudichten, wäre ein zu frivoles Beginnen, als daß jemand, dem es Ernst ist um geschichtliche Wahrheit und geschichtliche Treue, sich dazu verstehen könnte oder dürfte.

Bis vor einigen Jahrzehnten wies in Blegen die Thür in der südlichen Langmauer der Kirche noch die Spuren der Kugeln auf, die bei jener furchtbaren Exekution in die Holzböhlen geschlagen waren. Später mußte die Thür, die allzu morsch geworden, durch eine andre ersetzt werden. Aber wenn auch die sichtbaren Spuren der grauenvollen Märztage verschwunden sind — das Andenken an sie bleibt eingegraben mit unverlöschlichen Zeichen in den Herzen der Menschen. Es jährt sich vieles, doch verjährt es nicht!

Süßes Hoffen.

(Bild S. 389.)

In die Tage, da unsre Großmütter und Großväter jung waren, führt uns der Künstler mit seinem sinnigen Gemälde „Süßes Hoffen“. Wir kennen den blanken Kommodenkasten aus Mahagoniholz, in dem die Braut ihre Schätze aufbewahrt, und die alabasterne schmale Vase darauf mit dem künstlichen Blumenstrauß nach der sparsamen Mode der Zeit und den geschweiften Polsterkissen, der heute schon zur beachteten Antiquität geworden ist, unter dem stolzen Namen des Empirestils. Aber das weibliche Herz kennt keine Mode, in jedem Jahrhundert blühen ihm dieselben Leiden und dieselben Freuden, und deshalb verstehen wir auch auf den ersten Blick, mit welchen Gefühlen das junge Mädchen auf unserm Bild den Brautkranz und das Brautkleid und die ausgebreiteten Schmuksachen betrachtet. Es ist ja alles in bester Ordnung, Vater und Mutter und Bettern und Vafen sind einverstanden, und „Er“ harret in voller Gesundheit der endlichen Anstellung als Barrer, Kreisrichter oder Regierungsbaumeister. Die liebliche Braut wartet wohl auch ganz gern, solange es sein muß. Aber das Träumen von künftigen Glück ist eine der süßesten Freuden langen Brautstandes — und etwas Schöneres giebt es schon gar nicht, als in freien Stunden den ganzen Braut schmuck vor sich auszubreiten und sich auszumalen, wie alles sein wird in dem großen, feierlichen Moment vor dem Altar, wenn es heißen wird: „Und er soll dein Herr sein, bis Gott euch scheidet!“ —